

SACER SANGUIS II

HEILIGES BLUT 2 - DIE RÜCKKEHR

DIE GUTEN:

DAVID IST VERHEIRATET UND HAT EINEN RUHIGEN JOB ALS COMPUTERFACHMANN IN LONDON. DIE ABENDLICHEN SPAZIERGÄNGE MIT SEINEM VIERBEINIGEN FREUND SIND IHM AUFREGUNG GENUG. WER DAVID WILDER KENNT, BESCHREIBT IHN ALS WARMHERZIGEN, EHRLICHEN UND HUMORVOLLEN MENSCHEN. KEINE EIGENSCHAFTEN, HINTER DENEN MAN EINEN EHEMALIGEN KRYPTOLOGEN DES ISRAELISCHEN GEHEIMDIENSTES VERMUTEN WÜRDEN, DOCH AUSGERECHNET DER IST PLÖTZLICH WIEDER GEFRAGT, ALS DER MOSSAD EINE VERRÄTERIN IN DEN EIGENEN REIHEN ENTTDECKT. DAVID SOLL DIE VERSCHLÜSSELTE NACHRICHT DER VERMEINTLICHEN SPIONIN KNACKEN. WAS SICH WIE EIN GEFALLEN UNTER ALTEN KOLLEGEN ANHÖRT, WIRD SCHNELL ZU EINEM LEBENSGEFÄHRLICHEN ABENTEUER.

DIE EREIGNISSE BEGINNEN SICH ZU ÜBERSCHLAGEN UND WÜRFELN DIE AKTEURE WIE ZUFÄLLIG IN DAS GESCHEHEN. DOCH WER GLAUBT SCHON AN ZUFÄLLE?

HINWEIS: SACER SANGUIS II IST TEIL EINER TRILOGIE. DER AUTOR EMPFIEHLT DIE BÜCHER IN FOLGENDER REIHENFOLGE ZU LESEN: SACER SANGUIS II > SACER SANGUIS III > SACER SANGUIS I

ACHTUNG: NICHT FÜR LESERINNEN UNTER 16 JAHREN GEEIGNET.

"Heiliges Blut II ist eine Mischung aus Indiana Jones, James Bond und Da-Vinci-Code. Spannung von der ersten bis zur letzten Seite. Knorr hat das Zeug zum Bestseller-Autor - Hollywood wird sich freuen!"

KRONEN ZEITUNG Markus Gassler



DIE BÖSEN:

IN EINEM GEHEIMEN LABOR LÄSST DR. QIAN MENSCHLICHE ZELLEN IN BIOTANKS HERANWACHSEN. SEINE FORSCHUNG WIRD VON ANONYMEN AUFTRAGGEBERN VORANGETRIEBEN, DIE SICH AUCH AUF DIE BLUTIGE BESCHAFFUNG VON FRAGWÜRDIGEN RELIQUIEN VERSTEHEN. DIE ERSTEN MORDE SCHEINEN IN KEINEM ZUSAMMENHANG ZU STEHEN, UND SO BLEIBT DAS UNHEILVOLLE TUN ZUNÄCHST UNBEMERKT. ALS DANN DER MOSSAD DIE CODIERTE NACHRICHT DER SPIONIN ABFÄNGT, BEGINNT EIN WETTLAUF GEGEN DIE ZEIT. DER VORSPRUNG, DEN DIE ERMITTLUNGEN ZUNÄCHST BRINGEN, IST RASCH VERSPIELT. DAS SICHERSTE TÜRSCHLOSS DER WELT WIRD GEKNACKT. SPÄTESTENS JETZT IST KLAR, ÜBER WELCHES POTENTIAL DER DOKTOR UND SEINE AUFTRAGGEBER VERFÜGEN.

ALBERT KNORR
SACER SANGUIS II
HEILIGES BLUT 2 - DIE RÜCKKEHR

ISBN 978-3-200-00969-1



9 783200 009691
www.albert-knorr.com € 14,90



ALBERT-KNORR.COM

SACER SANGUIS II

HEILIGES BLUT 2 - DIE RÜCKKEHR

ACTION - THRILLOGY

Sacer Sanguis II

Heiliges Blut 2 - Die Rückkehr

HINWEIS: Sacer Sanguis II ist Teil einer Trilogie. Der Autor empfiehlt die Bücher in folgender Reihenfolge zu lesen:

Sacer Sanguis II > Sacer Sanguis III > Sacer Sanguis I

Dieses Buch wird Lesern unter 16 Jahren nicht empfohlen.

Besucht mich im Internet:

www.albert-knorr.com

Impressum:

1. Auflage
Taschenbuchausgabe
Copyright © 2007 by Albert Knorr
A-1230 Wien, www.albert-knorr.com

Gedichte: Birgit Katstaller
Begleitleser: Mag. Maria Stippler, Astrid Gassenbauer
Lektorat: Mag. Ursula Mayer, Mag. Christina Stauber,
Dipl.-Dol. Stefanie S. Roth

Technische Beratung: Captain Andreas Heim,
Mag. Gerhard Grill, Ing. Thomas Kozbach
Zoologische Beratung: Ulrike Stöger
Medizinische Beratung: Dr. Franz Kopecky
Reiseplanung: Natascha Diesner-Glaser
Assistent bei Rechercheisen: Erik Wypel

PR und Presse: Mag. Daniela Groulik
Umschlag und Foto: Mag. Albert Knorr
Druck und Bindearbeiten: Mails & More, A-3441 Judenau
ISBN 978-3-200-00969-1
Taschenbuch WG: 2121

Rechtliche Hinweise:

Es kann keine Gewähr für die Richtigkeit und Vollständigkeit der zur Verfügung gestellten Informationen übernommen werden. Jede Haftung für unmittelbare, mittelbare oder sonstige Schäden, unabhängig von deren Ursachen, die aus diesen Daten und Informationen erwachsen, wird, soweit rechtlich zulässig, ausgeschlossen.

Der Inhalt dieses Buchs ist urheberrechtlich geschützt. Die Informationen sind nur für die persönliche Verwendung bestimmt. Jede weitergehende Nutzung sowie die Weitergabe an Dritte - auch in Teilen oder in überarbeiteter Form - ohne Zustimmung ist untersagt.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei und umweltschonend.

Vorwort:

Die Arbeiten zu diesem Buch dauerten ein Jahr. Meine Mitmenschen dafür zu begeistern, war anfangs keine leichte Aufgabe. Ihr müdes Lächeln ist erst langsam dem Interesse für meine Geschichte gewichen. Die Fähigkeit, diese ursprüngliche Ablehnung als Ansporn zu sehen, verdanke ich einem Satz von Albert Einstein. Wenn man so will, ist er zu meinem Motto geworden:

Eine wirklich gute Idee erkennt man daran, dass ihre Verwirklichung von vorneherein ausgeschlossen erscheint.

Albert Einstein

Sacer Sanguis II
Heiliges Blut 2 - Die Rückkehr

Genre: Action-Thrilllogy
Autor: Albert Knorr
Jahr: 2007

Vorbemerkung des Autors:

Dies ist eine frei erfundene, rein fiktive Geschichte. Alle Hauptakteure sind Phantasiegestalten. Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen oder anderen Romanfiguren ist zufällig und gänzlich unbeabsichtigt. Einige der Orte und Schauplätze sind ebenfalls frei erfunden, viele existieren aber tatsächlich.

Danksagung:

Mein Dank gilt euch allen, die ihr mich ermutigt und unterstützt habt, dieses Buch zu schreiben. Danke für jede Anregung, jeden Verbesserungsvorschlag, jede Kritik, die ihr an mich herangetragen habt. Danke auch meinen treuen Testlesern, die mich mit ihren kritischen Fragen auf so manche Eselei hingewiesen haben. Danke an meine Familie, meine Freunde und meine Reisebegleiter. Danke für eure Geduld und eure Mithilfe. Mein Dank gilt nicht zuletzt auch meinen Beratern (siehe Impressum), deren Fachwissen ich für dieses Buch verwendet habe.

Hinweis: Diese Leseprobe wurde im Rahmen des „verrückten Blog-Hörbuch-Experiments“ vertont und steht auch als Hörprobe im Internet zur Verfügung:
<http://albertknorr.blog.de>

„Stimmt so“, bestätigte der gut aussehende Mittvierziger der Kellnerin mit einem charmanten Lächeln.

„Vielen Dank“, erwiderte sie freundlich und warf einen Blick in seine blaugrauen Augen. Für einen Moment war sie hypnotisiert von der Ausstrahlung, die von dem schwarzhaarigen Israeli ausging. Bereits beim Servieren war ihr der dunkel gekleidete Mann mit dem sportlichen Körperbau angenehm aufgefallen. *Jetzt wäre ein guter Zeitpunkt mich zu fragen, was ich nach Dienstende mache*, dachte sie. Das Interesse der hübschen Kellnerin war ihm nicht entgangen und er war versucht, seine Abendplanung noch einmal zu überdenken. Mit einem verstohlenen Blick auf seine Armbanduhr war aber klar, dass dieser Abend einer anderen gehörte. *Jammerschade, aber mit uns beiden wird das heute leider nichts.*

„Einen schönen Abend noch.“ Zögerlich entfernte sich die Frau von seinem Tisch.

„Danke, Ihnen auch.“ Er starrte über die kleine Steinmauer der Restaurantterrasse hinaus auf die See. Die Sonne versank langsam im Meer und tauchte den Abendhimmel über Tel Aviv in ein violettes Licht.

Zeit für dich aufzubrechen, drängte er sich selbst, seine Verabredung wahrzunehmen. Er griff nach einem Apfel auf dem Tisch und nahm ihn für später mit. Beim Aufstehen betätigte er die Fernbedienung seines Autos, das den Befehl zum Öffnen des Verdecks nahezu geräuschlos umsetzte.

Mit einem Satz schwang er sich über die ungeöffnete Fahrertür. *Das hast du schon ewig nicht mehr getan*. Ein jugenhaftes Grinsen huschte über sein Gesicht. *Gut zu wissen, dass du es noch kannst.*

Der Turbo geladene Motor erwiderte den forschenden Druck auf das Gaspedal mit einem tiefen Brummen. Zeitgleich wurde der Oberkörper des Fahrers unsanft in den dunklen Ledersitz gedrückt. Die Kombination aus schnellen Autos und hübschen Frauen passte gut zu dem Image, das er seit Jahren wie eine schlechte Gewohnheit pflegte.

Aus den Lautsprechern des Cabrios erklang die Filmmusik zu Top Gun, während er den Apfel aß.

Noch 15 Minuten bis zum Date, ich sollte einen Zahn zulegen. Rasant, aber nicht ohne das nötige Fingerspitzengefühl, manövrierte er den silbernen Wagen an das südlichste Ende der israelischen Metropole.

Pünktlich auf die Sekunde, dachte er beim Betreten der Diskothek. Er war gut vorbereitet auf die Verabredung mit der brünetten Schönheit, deren Foto er sich vor Verlassen des Wagens eingepreßt hatte. *Gut, dass wir uns oben treffen, bei dem Gedränge hier auf den Tanzflächen wäre es hoffnungslos, nach ihr zu suchen*. Es dauerte eine Weile, bis er sich

durch die fast unüberschaubare Menge an tanzfreudigen Besuchern zu dem Treppenaufgang gekämpft hatte. Eine stählerne Wendeltreppe führte in den oberen Teil. Dieser war in zwei Hälften mit Sitzplätzen unterteilt, die sich jeweils nur entlang der Außenmauern erstreckten. Der gesamte mittlere Bereich war nach unten offen und ermöglichte einen perfekten Blick auf die darunter liegenden Tanzflächen. Eine schmale Hängebrücke, die bei jedem seiner Schritte schaukelte, verband die oberen Sitzbereiche. Zielsicher steuerte er einen der hintersten Tische an, dessen geschützte Randlage eine gewisse Abgeschiedenheit inmitten der Öffentlichkeit bot. Ein formschöner Frauenrücken wartete auf einem der verchromten Stühle darauf, erobert zu werden. Ihr gewelltes Haar reichte fast bis an die Hüften.

Das muss sie sein! Der geübte Blick des Jägers hatte sein Opfer bereits ausgemacht. *Jetzt nur nichts anmerken lassen*. Routiniert verlangsamten sich seine Schritte und er näherte sich mit gespielter Unsicherheit dem Tisch.

„Entschuldigen Sie, bitte...“, lenkte er die Aufmerksamkeit der gut aussehenden Frau auf sich, „...ich bin mir nicht sicher, ob ich hier richtig bin und mir ist das jetzt ein wenig peinlich.“ Er gab sich größte Mühe, seine Worte mit einem Ton der Verlegenheit zu untermalen.

Voller Erwartung drehte sich die Angesprochene zu ihm. „Ja, bitte?“

Donnerwetter, die sieht ja noch schärfer aus als auf den Fotos.

„Ich... ich bin hier zu einem Blind Date verabredet.“

„Sind Sie das?“, fragte sie, sichtlich amüsiert von seiner schauspielerischen Vorstellung.

Er nickte. „Mein erstes überhaupt.“

Sie musterte ihn sorgfältig und lehnte sich dann entspannt zurück. „Und?“

„Und?“, wiederholte er ihre Frage, als wüsste er damit nichts anzufangen.

Ist der süß!, dachte sie und versuchte, ihm mit einem Lächeln etwas Unsicherheit zu nehmen. „Wollen Sie sich nicht setzen?“

„Dann sind Sie...“

„Sternenzauber“, vollendete sie seinen Satz. „Und Sie müssen demnach ‚Firstdate‘ sein.“

Unsicher hob er die Schultern ein Stück an und antwortete: „Ja... Ich weiß, mein Pseudonym ist nicht sehr originell, aber...“

„Das finde ich nicht, verglichen mit anderen Männern scheint es doch zu Ihnen zu passen.“

„Dann machen Sie so was öfter?“ Er bemühte sich, überrascht zu klingen.

„Sie sind nicht mein erstes Date, falls Sie das meinen. Wissen Sie, mit Verabredungen ist es wie mit Austern, die wenigsten bringen Perlen hervor.“

Er schwieg, doch sein Blick machte sie glauben, dass er Mühe hatte, ihren letzten Satz richtig zu deuten.

„Das war jetzt nicht auf Sie bezogen“, versicherte sie ihm.

„Natürlich nicht“, griff er ihre Hilfestellung dankend auf.

Den Typ nehm' ich mir heute mit nach Hause, so viel ist schon mal sicher.

„Setzen Sie sich doch bitte zu mir an den Tisch“, ermunterte sie ihn erneut.

„Danke, gern.“

In den folgenden Minuten bemühten sich beide Seiten, möglichst viel über das jeweilige Gegenüber herauszufinden. Bis auf die kurze Unterbrechung durch die an den Tisch tretende Bedienung, verlief die Unterhaltung völlig ungestört. Als würden die laut kreischenden Massen an Tänzern im Erdgeschoss nicht zählen, folgte Frage auf Frage und ein Kompliment dem nächsten.

„Entschuldigen Sie mich bitte für einen Moment?“ Sie stand auf und bot ihm dadurch die Möglichkeit, sich einen Gesamteindruck ihres sehr gut gebauten Körpers zu machen. Schwungvoll drehte sie sich um und warf dabei ihre langen brünetten Haare in den Nacken. Der gelungene Auftritt verfehlte seine Wirkung nicht.

Was für eine Zielperson, schwärmte er in Gedanken versunken. *Unter anderen Umständen hätte sich da möglicherweise etwas entwickeln können*. Es kam ihm so vor, als würden ihre Beine niemals enden wollen, während sie gekonnt in Richtung Waschraum schritt.

Unmittelbar danach tätigte er einen Anruf.

„Bist du sicher, dass sie die richtige Zielperson ist?“, flüsterte er in sein Handy.

„Hast du Skrupel?“, stellte ihn die Stimme aus dem Lautsprecher zur Rede.

„Nein, natürlich nicht. Aber so lange wir die Daten nicht haben...“

„Du bist nicht da, um ihre Unschuld zu beweisen!“

Er überlegte einen Moment, ehe er antwortete. „Ich bringe den Job wie besprochen zu Ende.“

„Ich habe nichts anderes von dir erwartet“, kam die trockene Antwort.

„Sie kommt zurück, ich muss auflegen.“

Nicht unbemerkt von der zurückkehrenden Schönheit beendete er sein Telefonat.

„Kaum lasse ich Sie einen Moment allein, schon bemühen Sie andere Frauen am Telefon?“

„Wieso? ...Nein! Das verstehen Sie falsch. Das Gespräch war dienstlich.“

Sie konnte sich das Lachen nicht verkneifen. „Sie brauchen sich doch nicht zu rechtfertigen“, beruhigte sie ihn.

Erleichtert sank er zurück in den Sessel. „Sie haben nur einen Scherz gemacht.“

Sie nickte, noch immer lächelnd. „Was machen Sie denn beruflich?“

Als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan, als in der Baubranche zu arbeiten, begann er, ihr von seiner einstudierten Berufslaufbahn zu erzählen.

Interessiert lauschte sie seinen Ausführungen, in denen er von Bauvorhaben in der ganzen Welt zu berichten wusste.

„Faszinierend! Sie müssen weit herumgekommen sein.“

„Ja, ich habe schon viel von der Welt gesehen. Das bringt mein Job so mit sich.“

„Ich beneide Sie, ganz im Ernst. Verglichen mit meinem Schreibtischjob,... Wissen Sie, Reisen ist in meiner Branche leider nicht an der Tagesordnung. Umso faszinierender finde ich Männer, die etwas von der Welt gesehen haben.“

„Das klingt fast so, als wären Sie mit Ihrem jetzigen Job nicht zufrieden.“

Sie überlegte einen Moment. „Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ich liebe meine Arbeit und werde für meinen Aufwand auch gut entlohnt, aber was mir manchmal fehlt, ist einfach der Nervenkitzel, die Spannung bei der Arbeit.“

Er stimmte demonstrativ zu. „Ich verstehe, was Sie meinen.“ *Ich hätte nicht gedacht, dass sie darüber so offen sprechen würde. Sie scheint sich sehr sicher zu fühlen, das macht es mir nur leichter*.

Sie zog an dem kleinen Schwarzen, das an ihren Hüften bereits zu weit nach oben gerutscht war und schlug lässig ein Bein über das andere. Ganz dezent begann sie, mit dem oben liegenden Bein zu wippen, wohl wissend, wohin sie seine Aufmerksamkeit damit lenken würde. „Erzählen Sie doch bitte weiter von Ihren Reisen“, forderte sie ihn auf. *Wollen doch mal sehen, wie schnell er sich von mir um den kleinen Finger wickeln lässt, wenn er meint, er hätte Oberwasser*.

Er war versucht, mit seinem Blick immer wieder das Silberkettchen am Knöchel ihres linken Beins zu fixieren. Das am Kettchen angebrachte, ebenfalls silberne Bärchen wiegte sich sanft bei jeder, noch so kleinen Bewegung ihres Fußes.

Alle Achtung, sie hat ihre Hausaufgaben wirklich gemacht.

Während er weiter seine Auslandsreisen vor ihr aufrollte, arbeitete sein Körper bereits an der Umsetzung des nächsten Schrittes seines Plans. Seine Hände begannen die spannenden Geschichten mit Gesten zu unterstreichen und sein Knie berührte wie zufällig das ihre, als er sich bei seiner Erzählung nach vorne beugte.

Sein vermeintlich ungewollt wirkender Vorstoß blieb keineswegs unbemerkt.

Na also, langsam taut er auf. Wird Zeit, ihn abzuschleppen, bevor er mich hier niederredet. Ich werde besser einen Gang zulegen, um noch genug von seinem durchtrainierten Körper zu haben, ehe der Morgen anbricht. Sie wartete einen günstigen Moment ab, und als er seine gestikulierende Hand wieder in die Nähe der ihren brachte, packte sie zärtlich, aber entschlossen zu.

Seine Reaktion bestätigte sie darin, den richtigen Moment erwischt zu haben. Die Brünette lehnte sich über den Tisch, blickte ihm tief in die Augen und flüsterte in sein Ohr: „Wir sollten jetzt gehen.“

Ich werde es ihr nicht so leicht machen. Sie soll ruhig wissen, dass sie sich bei mir noch etwas anstrengen muss. „Sie haben mir Ihren richtigen Namen noch nicht verraten“, spielte er ihr vornehme Zurückhaltung vor.

„Anina“, wisperte sie und strich sinnlich mit der Zunge über ihre Lippen, um sie anzufeuchten.

„Anina? Das klingt sehr hübsch.“

Ihre Hand umfasste sein kurzes, schwarzes Haar und zog fordernd seinen Mund an ihren heran. „Du wirst ihn heute Nacht noch oft genug rufen.“ Sie presste ihre glänzenden Lippen an die seinen und obwohl er mit einer Vorgabe gerechnet hatte, kam ihre Antwort selbst für ihn überraschend. *Sie lässt nichts anbrennen. Ich muss ihrer Bitte folgen, um mich nicht*

noch selbst aus dem Rennen zu nehmen.

Ihre Zunge ließ seine Lippen widerstandslos auseinander gleiten. Fast gleichzeitig verspürte er ihr Knie an der Innenseite seiner Oberschenkel. *Jetzt sollten wir wirklich gehen.*

Die Fahrt im offenen Cabrio dauerte eine knappe Viertelstunde und der Vorteil der schaltfreien Hand bei Automatikgetrieben wurde einmal mehr offensichtlich. Seine jüngste Eroberung ließ keine Zweifel an der Dringlichkeit ihrer Bedürfnisse aufkommen. Nur der kurzen Fahrtstrecke des Aufzugs in den ersten Stock war es zu verdanken, dass die beiden es noch in ihre Wohnung schafften.

Ohne Umweg drängte sie ihren Begleiter in das gefällig eingerichtete Schlafzimmer, um ihn mit einem sanften Stoß rückwärts auf das Doppelbett fallen zu lassen. „Gib mir fünf Minuten, um mich frisch zu machen“, verschwand sie im Badezimmer.

Jetzt oder nie, sah er seine Chance gekommen, ihre Wohnung nach den Unterlagen zu durchsuchen. Ohne zu wissen, wo sie die benötigten Daten aufbewahrte, begann er die nächstgelegene Tür vorsichtig zu öffnen. *Hier wohl eher nicht*, drückte er die Tür zur Küche vorsichtig zurück ins Schloss. *Ein Arbeitszimmer wäre ein guter Anfang für die Suche.* Das Glück schien auf seiner Seite zu sein, als er den gesuchten Raum hinter der nächsten Tür entdeckte. Er verschaffte sich einen Überblick über die zahlreichen Papierstapel zu seiner Rechten. Ihm war klar, dass die Zeit nicht reichen würde, sich alle Zettel im Detail anzusehen. Stichprobenartig blätterte er durch die Stöße in der Hoffnung, einen Zufallstreffer zu landen. *So wird das nichts, die Daten könnten hier überall sein. Ich muss sie zum Handeln zwingen.* Fest entschlossen, seinen Plan umzusetzen, ging er zurück ins Schlafzimmer und wartete in Liegeposition auf ihre Rückkehr.

„Ich hoffe, du bist noch nicht eingeschlafen, weil es etwas länger gedauert hat?“, rekelte sich die Schönheit im Türrahmen. Das kurze Schwarze hatte sie zwischenzeitlich gegen einen dunkelblauen BH mit passendem String-Röckchen getauscht.

„Wie könnte ich bei diesem Anblick an Schlaf denken“, setzte er sich im Bett auf. „Du hast doch nichts dagegen, wenn ich auch für einen Moment in deinem Badezimmer verschwinde?“

Ihre zur spärlichen Garderobe passend lackierten Fingernägel zeigten lasziv in Richtung der Tür, aus der sie gekommen war. „Du findest den Weg doch sicher allein.“

Im Vorbeigehen strich seine Hand zustimmend über den Spitzenrand ihrer halterlosen Strümpfe, ehe er im Badezimmer verschwand.

Wie interessant, dachte sie, und griff nach der Brieftasche, die ihm aus der Hose gefallen sein musste, als er rüchlings ins Bett gekippt war. *Da kann ich ja gleich mal nachsehen, ob er wirklich so jung ist, wie er behauptet hat.* Hastig durchsuchte sie die Brieftasche nach einem Ausweis. *Das sieht doch ganz...* Erschrocken von ihrer Entdeckung zuckte sie zurück und gab sich gänzlich dem Entsetzen hin, das sich auch in ihren Augen widerspiegelte. Mit einem Mal war ihr klar, wen sie sich da eingeladen hatte. Sie spürte den eiskalten Schauer, der ohne Vorwarnung ihren Rücken hinunterlief, während die nackte Panik sie zu

überwältigen drohte. *Das... aber das... ist doch unmöglich. Wie in aller Welt...* Es fiel ihr schwer, die Gedanken zu ordnen, die sich wie Wellen der Angst in ihrem Gehirn ausbreiteten. *Die Daten...*, schoss es ihr durch den Kopf. *Ich muss die Daten vernichten!*

In Todesangst sprang sie auf und lief in ihr Arbeitszimmer, wo sie die brisanten Unterlagen aufbewahrte, die der wahre Grund für sein Interesse an ihr waren.

Sieht so aus, als hätte der Hinweis, den ich platziert habe, seine Wirkung nicht verfehlt, stellte der Besitzer der Brieftasche fest, als er sein Date in Panik vorbeihasten hörte. *Jetzt darf ich keine Zeit versäumen, sonst verlieren wir die Daten für immer.* Lautlos öffnete er die Tür und folgte ihr ins Arbeitszimmer, wo er sie, mit dem Rücken zu ihm, über den Schreibtisch gebeugt vorfand. Der Schreibtisch stand direkt vor dem Fenster, in dem sie sich spiegelte. Es war ihm ein Leichtes zu erkennen, dass sie versuchte, die Unterlagen zu beseitigen. Er kam gerade noch rechtzeitig, um das Klicken des Feuerzeugs zu hören, mit dem sie die Seiten in Brand stecken wollte.

„Das sollten Sie nicht tun.“

Mit einem Aufschrei wirbelte sie herum, und er konnte das blanke Entsetzen in ihren weit aufgerissenen Augen erkennen. „Keinen Schritt näher!“, brüllte sie ihn an.

Erst jetzt war es ihm möglich, die Pistole in ihrer Hand zu erkennen, die sie auf ihn gerichtet hatte.

Ruhe bewahren, du kannst die Lage noch unter Kontrolle bringen. „Legen Sie die Waffe weg, ich verspreche Ihnen, dass ich nicht näher kommen werde“, versuchte er sie zu beruhigen.

„Hinknien!“, schrie sie, ohne auf seinen Vorschlag einzugehen.

„Los! Sofort runter auf die Knie!“

„Hören Sie, wir können...“

„Auf die Knie“, unterbrach sie ihn und richtete die Waffe auf seinen Kopf.

Sie entsicherte die Waffe, um der Forderung Nachdruck zu verleihen. „Bitte!“

Einlenkend hielt er die flachen Hände nach oben und folgte ihrer Anweisung. „Ich werde tun, was Sie verlangen. Es ist nicht notwendig, dass jemand verletzt wird.“

„Halten Sie den Mund.“ Sie schob mit ihrem Fuß einen metallenen Papierkorb unter dem Schreibtisch hervor und begann einige der Seiten, die sie zuvor bereitgelegt hatte, mit dem Feuerzeug zu entzünden. Sie nahm billigend in Kauf, dass es länger dauerte, da sie weiterhin mit der Waffe auf den knienden Mann zielte.

Als wäre die Lage nicht bereits angespannt genug, begann just in diesem Moment sein Mobiltelefon zu läuten.

„Ich sollte rangehen“, sagte er mit ruhiger Stimme.

Wortlos fuhr sie mit dem Verbrennen der Seiten fort.

„Ich muss diesen Anruf entgegennehmen“, drängte er, als das Telefon zum dritten Mal geklingelt hatte.

„Blödsinn!“ Ihr leerer Blick ließ keine Zweifel an ihrer Entschlossenheit aufkommen.

„Lassen Sie mich abheben“, beschwor er sie mit verzweifelter Stimme.

„Denken Sie nicht einmal daran!“, brüllte sie hysterisch.

Das Telefon läutete zum fünften Mal und sein flehender Blick bettelte förmlich um ihre Erlaubnis, den Anruf entgegennehmen zu dürfen.

„Ich habe keine andere Wahl, ich muss jetzt abheben.“ Trotz der Entschlossenheit in ihren Augen wagte er den Griff in die Hemdtasche, in der sein Handy zum sechsten Mal läutete.

Doch es war zu spät.

Sie konnte das Splintern der Fensterscheibe hinter ihrem Rücken nicht mehr gehört haben, denn das Projektil war durch eine kleine Öffnung an der Vorderseite ihres Schädels bereits wieder ausgetreten, noch bevor der Schall ihre Ohren erreicht hatte. Die angespannten Gesichtszüge erlahmten schlagartig. Aus dem scharf begrenzten Rand des kleinen, kreisförmigen Loches in ihrer Stirn begann Blut hervorzutreten, während ihr eingefrorener Blick durch den zusammensackenden Körper auf den Boden ausgerichtet wurde.

Wie eine Marionette, der man gleichzeitig alle Fäden gekappt hatte, fiel sie in sich zusammen, um einen Augenblick später regungslos liegen zu bleiben.

Mit Bedauern über den Ausgang der unglücklichen Affäre, machte er sich daran, den letzten Rest der brennenden Seiten zu löschen. Doch außer einem kleinen, nahezu komplett verkohlten Fetzen, hatten die Flammen nichts übrig gelassen.

Das kann es dir doch unmöglich wert gewesen sein?

Seine Augen blickten traurig auf ihren toten Körper. Erneut läutete sein Handy und er nahm das Gespräch entgegen.

„Alles in Ordnung bei dir, Alon?“, meldete sich die vertraute Stimme.

Alon nickte, wissend, dass der Anrufer im Haus gegenüber jede seiner Bewegungen exakt beobachtete.

„Hast du die Unterlagen retten können?“

Ernüchert hielt Alon den Fetzen Papier in Richtung Fenster.

„Ich habe so lange gewartet, wie ich es nur irgendwie verantworten konnte“, versuchte sich der Scharfschütze auf dem Dach des gegenüberliegenden Hauses zu rechtfertigen.

„Es war nicht deine Schuld. Wir werden wohl auf Plan B zurückgreifen müssen.“

„Du spielst auf die verschlüsselte Nachricht an?“

„Ja, auch wenn dieser Teilsieg teuer erkaufte ist, so haben wir damit doch immerhin einen Anhaltspunkt“, gestand Alon resignierend ein.

„Noch so ein Sieg und wir sind verloren.“

„Ihre Auftraggeber werden zufrieden sein mit unserer Arbeit, Mr. Shahid.“

„Das hoffe ich um Ihre Willen, Dr. Qian“, bemerkte der etwa einen Meter sechzig große Shahid. Die beiden Männer näherten sich einer riesigen schwarzen Panzertür mit einem

elektronischen Zahlenschloss.

Auf die Tür war mit leuchtend orange-roter Farbe ein Symbol aufgemalt. Bei schneller Betrachtung wirkte es wie ein Dreieck aus Kreisen, das von jeder Seite gleich aussah. Im Inneren des Symbols war ein kleinerer Kreis. Aus der Mitte dieses zentralen Kreises bildeten drei sichelartige Elemente weitere Kreise, deren Außenseiten jedoch nicht geschlossen waren. Darunter stand in großen Buchstaben *Biohazard Level 4*.

Die beiden Männer betraten einen kleinen Raum vor der Panzertür, wo weiße und blaue Schutzanzüge an der Wand hingen. „Der hier dürfte Ihre Größe haben“, empfahl der Doktor und reichte dem klein gewachsenen Shahid einen blauen Anzug.

„Wofür sind die weißen Anzüge?“, wollte Shahid wissen.

„Die brauchen Sie nur, um Zutritt zur Forschungsabteilung für hämorrhagisches Fieber zu erhalten.“

„Klingt spannend“, entgegnete Shahid und griff nach einem weißen Anzug.

„Italienische Maßanfertigung?“, fragte Qian, als er sah, wie Shahid seine braunen Lederschuhe auszog.

„Diese Schuhe von der Stange ruinieren einem doch nur die Füße!“, entgegnete Shahid und zog die weißen Laborstiefel an.

„Bitte treten Sie etwas zurück“, warnte der Doktor, als er den Zugangscode für die Panzertür eintippte. Die schwere Tür setzte sich mit einem leichten Ruck in Bewegung und Shahid hörte, wie Luft in den Spalt gesaugt wurde. „Unterdruck?“, fragte er.

„Eine zusätzliche Sicherheitsmaßnahme“, antwortete Dr. Qian.

Die beiden betraten einen Raum, der etwa drei Meter lang und vier Meter breit war. Vor ihnen befand sich eine weitere Panzertür, deren Tastenfeld für die Codeeingabe unbeleuchtet war. Langsam schloss sich die erste Tür hinter ihnen und rastete mit einem tiefen Grollen ein. Erst jetzt aktivierte sich die Beleuchtung des Codeschlusses der zweiten Tür, und Qian tippte seinen Zugangscode ein. Die zweite Panzertür glitt zur Seite und gab den Zugang zum Labor frei.

Der riesige Raum war in grünes Licht getaucht. Einige Leute in Schutzanzügen arbeiteten an Mikroskopen und anderen medizinischen Geräten. „Hier entlang, bitte“, gab Qian den Weg vor. Sie gingen an mehreren großen Maschinen vorbei, die Shahid wie überdimensionierte Kühlschränke erschienen. Die Maschinen bildeten einen langen Gang, an dessen Ende ein mobiler Operationstisch aufgebaut war. Auf dem Tisch lag ein etwa 30-jähriger dunkelhäutiger Mann. Seine Arme und Beine waren an den Tisch gekettet. Seinen Mund hielt ein Knebel weit geöffnet.

Neben dem Tisch standen zwei Frauen in blauen Schutzanzügen. „Das ist er?“, fragte Shahid und zeigte auf den am Tisch liegenden Mann, dessen Augen ihn voller Angst anstarrten. Dr. Qian nickte.

„Sagten Sie nicht, er wäre...“

„Jünger?“, fiel im Qian fragend ins Wort. „Wie ich Ihnen schon versicherte, Ihre

Auftraggeber werden zufrieden sein.“

Qian ging zu einem Regal aus glänzendem Edelstahl und öffnete eine Lade. Andächtig holte er ein Skalpell heraus und hielt es prüfend gegen das Licht des OP-Scheinwerfers. Danach gab er einer der Frauen ein Zeichen, die daraufhin eine Flasche mit Jod und einige kleine Tücher zum Operationstisch brachte.

„Reinigen“, befahl Dr. Qian und deutete auf den Bauch des gefesselten Mannes. Sorgfältig betupfte die Frau die Stelle mit Jod. „Das reicht“, stoppte sie Qian und prüfte mit seiner Hand die Stelle für den Einschnitt. Der Mann auf dem Tisch zuckte verängstigt zurück, als Qian ihn berührte, musste sich aber wehrlos seinem Schicksal fügen.

Qian setzte das Skalpell an und begann langsam die Bauchdecke zu öffnen. Blut trat aus der Wunde. Zentimeter für Zentimeter durchschnitt Qian die Bauchmuskulatur und immer mehr Blut floss seitlich am Körper des jungen Mannes herunter.

Der geknebelte Mann auf dem Tisch versuchte aus vollem Hals loszuschreien, konnte aber außer einem jämmerlichen Gestöhne nichts hervorbringen. Sein Gesicht war schmerzverzerrt und in seinen entsetzten Augen bildeten sich Tränen.

Flehend starrte er die Frau an, die neben dem Tisch stand. Sie schaute ihn einige Sekunden regungslos an, dann wischte sie wortlos mit ihrer Hand die Tränen von seinen Augen.

Dr. Qian hatte die Bauchdecke bereits mit zwei Metallklammern aufgespreizt. Durch ein Loch konnte Shahid auf die Gedärme blicken. „Ist dahinter schon die Wirbelsäule?“, fragte er. Qian nickte und fuhr mit dem Skalpell in das faustgroße Loch. Er setzte zu einem Schnitt an. Der gefesselte Körper bäumte sich auf unter dem Druck des Skalpells.

Die zweite Frau eilte zum Tisch, um das Becken des Mannes niederzuhalten. Der Doktor musste den Schnitt erneut ansetzen. Wieder versuchte sich der Mann aufzubäumen, doch die Frau drückte ihn mit ganzer Kraft nieder.

„Geschafft!“, freute sich Qian und zog ein kleines blutiges Stück Fleisch hervor.

Eine der Frauen entfernte die Klammern aus der Wunde und die Bauchdecke fiel zusammen. Sie deutete auf ein stählernes Tablett mit mehreren chirurgischen Nadeln und blickte zu Qian. Er nickte und wandte sich Shahid zu. „Kommen Sie“, zeigte er mit der Hand auf ein blaues Gerät.

Kurz darauf hobelte eine Maschine hauchdünne Scheiben von dem Fleischfetzen, den Dr. Qian dem Mann entnommen hatte. Er befestigte eine der Scheiben auf einem Objektträger und legte ihn unter ein großes Mikroskop. Auf dem Monitor darüber sah Shahid nur einen unscharfen Fleck. Qian nahm auf der Tastatur des Mikroskops mehrere Einstellungen vor, und das Bild wurde schärfer.

„Das ist sie!“, rief Qian schließlich aus.

Shahid blickte auf einen grauen warzigen Kreis, dessen Oberfläche von mehreren Narben in kleinere Segmente unterteilt wurde. Die einzelnen Segmente hatten asymmetrische, wabenähnliche Strukturen. „Das ist was?“, fragte Shahid.

„Warten Sie einen Moment.“

Geduldig blickte Shahid auf den grauen Kreis, der sich mit einem Mal entlang der vernarbten Linie zu teilen begann.

„Gesteuerte Evolution, Mr. Shahid. Damit ist es uns möglich, die Zellen schneller und gezielt zu vermehren.“

„Und das bedeutet?“, fragte Shahid.

„Die Zellen im Körper haben unterschiedlichste Funktionen, doch nur die wenigsten von ihnen können sich regenerieren. Wenn unsere Haut verletzt wird, bilden sich rasch neue Hautzellen und die Wunde verschließt sich. Ein abgetrennter Arm wird einem Menschen aber nicht mehr nachwachsen.“

Qian ergänzte: „Wir wissen, dass die Natur einen Schutzmechanismus in komplexe Organismen eingepflanzt hat, der die Regenerationsfähigkeit der Zellen blockiert. Damit wird sichergestellt, dass komplizierte Strukturen wie ein Arm oder Nervenstränge im Rückenmark nicht nachwachsen können. Die Möglichkeit einer Missbildung wäre einfach zu groß.“

Der Doktor ging zu einem kleinen Aquarium, in dem sich zwei Salamander befanden. Er griff hinein und holte eines der beiden Tiere heraus. „Beachten Sie seine Beine, Mr. Shahid, wir haben diesem Tier die Gliedmaßen abgetrennt, und sie sind einfach wieder nachgewachsen.“

„Aber Sie sagten doch gerade...“

Qian unterbrach ihn. „Dieser Salamander ist in der Lage, die Regenerations-Blocker zu umgehen. Er kann seine Nervenzellen in nahezu jede spezialisierte Zelle umwandeln. Damit ist es ihm möglich, selbst innere Organe einfach nachwachsen zu lassen.“ Shahid schien Qian nicht folgen zu können.

„Er hat einen fast unbegrenzten Vorrat an Nervenzellen. Benötigt er einen neuen Knochen, so wandeln sich die Nervenzellen in Knochenzellen um und bilden ein neues Bein. Entfernen Sie ihm ein Auge, so beginnen seine Nervenzellen ein neues zu bilden.“

Shahid begann zu begreifen.

„Leider ist es bisher nicht gelungen, diese Regenerations-Blocker auch beim Menschen auszuschalten. Es gibt allerdings Zellen im menschlichen Körper, die sich trotz aktivierter Blocker vermehren. Krebszellen sind dafür bekannt, dass sie unkontrolliert wachsen und sich dabei mit einer unglaublichen Geschwindigkeit reproduzieren. Krebszellen verlieren aber die Fähigkeit, ihre eigentliche Aufgabe zu erfüllen. Diese Entartung der Zellen führt zu Tumoren. Meinen Wissenschaftlern ist es gelungen, die Aggressivität einer Krebszelle mit der Funktion einer gesunden Zelle zu paaren. Unsere A-Zellen unterlaufen die körpereigenen Blocker und beginnen unverzüglich mit der Bildung neuer Zellen.“

„A-Zellen?“, fragte Shahid.

Qian seufzte. „Eine Hommage an die gute alte Zeit. Das A steht für arisch. Die A-Zellen steuern die Evolution. Jede neu entstandene Zelle wird von den Nachbarzellen überprüft und im Falle einer Missbildung von ihnen eliminiert. Aus Millionen von Zellen bleiben nur

jene, die den Vorgaben der arischen Zellen exakt entsprechen. Nur diese ausgesuchten Zellen können sich dann weitervermehren und neue A-Zellen bilden. Durch die hohe Wachstumsrate der A-Zellen reicht es aus, wenn zu Beginn nur eine Hand voll arischer Zellen in einer Nährlösung mit Millionen anderer Zellen schwimmt. Binnen weniger Stunden vernichten die A-Zellen jedes unvollkommene Zellmaterial und produzieren weitere A-Zellen.“

Qian ging zurück zum Monitor des Mikroskops. Die beiden ursprünglichen grauen Kreise hatten sich bereits viele Male geteilt. Shahid konnte sehen, wie einige dunklere Kreise andere Kreise angriffen und begannen sie aufzufressen. „Wirklich beeindruckend, Dr. Qian“, gratulierte Shahid.

Der Doktor entfernte den Objektträger und entgegnete: „Ich sagte ja bereits, dass Ihre Auftraggeber zufrieden sein werden.“

„Wie schnell haben Sie ihn fertig?“, fragte Shahid, dessen Augen durch die Ausführungen des Doktors zu glänzen begonnen hatten. „Bringen Sie mir seine Zellen, und Sie haben ihn sechs Monate später zu Ihrer Verfügung.“

„Ausgezeichnet“, entgegnete Shahid.

„Und was machen wir mit ihm?“ Shahid zeigte auf den Mann am Operationstisch.

„Unser Proband hat noch eine kleine Aufgabe zu erfüllen, Mr. Shahid. Bitte folgen Sie mir.“ Sie betraten ein unbeleuchtetes Zimmer, in dem riesige Glasbehälter standen. Shahid konnte zunächst nicht erkennen, wofür sie gedacht waren. Qian drückte auf einen Schalter und Shahid sah, dass es sich um Biotanks handelte. Sie waren fast alle gefüllt mit einer transparenten grünlichen Flüssigkeit. Viele der Behälter enthielten menschliche Körperteile, die an Kabel und Schläuche angeschlossen waren.

In dem Behälter rechts neben Shahid schwebte ein Frauenkörper in der grünen Flüssigkeit. Die Beine der Frau waren mit einem glatten Schnitt abgetrennt worden.

„An ihren Beinen arbeiten meine Kollegen noch“, scherzte Dr. Qian, als er Shahids Interesse an der Frau bemerkte. „Hier entlang, bitte“, drängte er Shahid weiterzugehen.

Sie durchschritten zwei weitere Zimmer und kamen zu einer Luftschleuse. Qian blieb stehen und drehte sich um. Shahid merkte, dass ihnen die beiden Frauen mit dem mobilen Operationstisch gefolgt waren. „Da ist ja unser Patient!“, rief der Doktor aus und blickte auf den ohnmächtigen Körper, der vor ihm lag. Seine Wunde war bereits sorgfältig vernäht worden. „Danke, Sie können gehen“, meinte Qian zu den beiden Frauen. Qian schob den Tisch in die Luftschleuse und forderte Shahid neuerlich auf, ihm zu folgen. „Keine Sorge, Mr. Shahid, wir haben ja weiße Anzüge.“ Er zeigte auf ein Schild, das mit Symbolen darauf hinwies, den hinter der Luftschleuse liegenden Raum nur mit weißen Schutzanzügen zu betreten.

Der Raum war sehr klein und bot gerade genug Platz für den mobilen Operationstisch und die beiden Männer. Auf einem kleinen Regal standen drei silberfarbene Zylinder, die alle das Biohazard-Zeichen vom Eingang trugen. „Bitte wählen Sie, Mr. Shahid.“ Shahid

betrachtete sorgfältig die für ihn gleich aussehenden Zylinder und zeigte dann auf den linken. „Eine ausgezeichnete Wahl, Mr. Shahid. Wir haben es für die US-Armee entwickelt, es hat noch keinen Namen. Genau wie er.“ Der Doktor zeigte mit dem Finger auf den Körper, der noch immer regungslos auf dem Operationstisch lag.

Der Doktor begann den Zylinder an einem Ende langsam aufzuschrauben und holte eine deutlich kleinere Glasröhre heraus. Ein feines weißes Pulver wurde darin aufbewahrt. Vorsichtig öffnete Qian den Schraubverschluss der Glasröhre und führte einen kleinen Spatel ein, um etwas Pulver zu entnehmen.

Er streute es auf eine der Handflächen des immer noch regungslosen Mannes und verschloss das Glasrohr wieder sehr säuberlich.

„Den braucht er jetzt nicht mehr“, entfernte er den Knebel. Der Mann auf dem Operationstisch begann schwer zu atmen. Ungerührt verstaute der Doktor das Glasrohr wieder in dem silbernen Zylinder. Danach blickte er auf die Uhr.

Der Mann auf dem Tisch begann leise zu husten und kam wieder zu Bewusstsein. Binnen weniger Sekunden wurde sein Husten stärker. Shahid sah, wie die Bauchdecke des Mannes durch den Husten gedehnt wurde und aus der frisch vernähten Wunde wieder Blut trat.

Der Mann kämpfte, den Hustenreiz zu unterdrücken und schlug wild mit dem Kopf hin und her. Immer weiter dehnte sich die Wunde unter dem Druck und begann bereits an einigen Stellen aufzureißen. Der Husten brachte einen blutigen, zähen Schleim zum Vorschein, während sein Körper wild zuckte.

Nach einigen Augenblicken wurde der Husten deutlich schwächer. Langsam entwich das Leben aus dem gequälten Körper. Seine Muskeln hörten auf zu zucken, und seine blutunterlaufenen Augen blickten starr an die Decke.

„Wirklich beeindruckend“, stellte Shahid fest.

„Es wird durch die Haut aufgenommen, tötet und zersetzt sich danach“, lobte der Doktor seinen Wirkstoff. „Im Blut ist schon nach wenigen Stunden nichts mehr davon nachweisbar.“

Shahid nickte zustimmend.

„Ich lasse Ihnen gern etwas davon einpacken“, bot der Doktor ihm an. Shahids Mundwinkel hoben sich erfreut. Dr. Qian ging zu der Sprechanlage an der Wand und drückte den Knopf. „Wir sind hier fertig, bringen Sie ihn zu den anderen.“

Es war ein später Abend im Juli, an dem „Goliath und sein David“, wie sie Ms. Furgerson liebevoll nannte, die Runde begannen. Sie machten nahezu jeden Abend einen gemeinsamen Spaziergang im Süden Londons, wenn das Wetter es zuließ. An den zunächst witzig anmutenden Anblick dieses ungleichen Duos hatten sich längst alle Nachbarn gewöhnt. David grüßte Ms. Furgerson freundlich und folgte Goliath, der den Weg schon

auswendig zu kennen schien. Die Strecke bis zum Park verlief ereignislos wie immer.

Beim Betreten des Parks fiel David auf, dass die ansonsten ohnehin spärliche Beleuchtung diesmal gänzlich fehlte. *Vollmond*, dachte David. *Wie praktisch, dass der Strom gerade heute ausgefallen ist.* Immer wieder blieben sie stehen, wenn eine Wolke den Mond zur Gänze verdeckte und die Dunkelheit sie einhüllte. „Erinnert mich an die letzte Mondfinsternis“, sagte David lachend zu seinem Begleiter, dessen Zug er an der Leine zwar verspürte, aber dessen Umrisse gänzlich von der Nacht verschluckt wurden. Ein undefinierbares Knacksen ließ David erschrecken. „Hallo, ist da jemand?“, fragte er, ohne zu wissen, aus welcher Richtung er eine Antwort zu erwarten hätte. Stille. Während David versuchte, mit weit geöffneten Augen etwas zu erkennen, hoffte er darauf, dass die Wolke den Mond endlich freigab. Besorgt um Goliath, der wegen seiner Größe ein leichtes Ziel für streunende Hunde war, bückte er sich, um ihn hochzuheben. „Keine Angst, mein Riese“, hauchte er in Goliaths Ohr, als er ihn an sich drückte.

Er wollte Goliath bereits wieder absetzen, als David erneut ein Geräusch vernahm. „Hast du das auch gehört?“, flüsterte er. David meinte, dem zweiten Geräusch Schritte zuzuordnen zu können. „Hallo?“, rief er erneut in die Finsternis - keine Antwort. „Sind Sie auch gekommen, um die Mondfinsternis zu betrachten?“ Dass er seinen Humor nicht verloren hatte, beruhigte ihn angesichts der Tatsache, dass die Schritte unaufhörlich näher kamen. Erst jetzt bemerkte David, dass sie aus zwei verschiedenen Richtungen kamen. Er drehte sich instinktiv nach rechts, da die Schritte hier schon näher klangen. In diesem Moment gab die Wolke für einen Augenblick Teile des Mondes frei, und David konnte schemenhaft Umrisse einer Gestalt erkennen, die sich ihm aus etwa zehn Metern näherte. „Mein Name ist David Wilder, ich gehe hier mit Goliath spazieren und hoffe, wir haben Sie nicht erschreckt“, äußerte sich David in Richtung der Stelle, wo tiefe Schwärze längst wieder jede Sicht genommen hatte.

„Mr. Wilder?“

David drehte sich in die Richtung um, aus der er die vertraute Stimme von Mr. Grumble vernahm.

„Mr. Wilder, sind Sie das?“

„Ja!“, antwortete David kurz.

„Bin ich froh, Sie zu hören, Mr. Wilder, das Licht ist ausgefallen, als ich im Park spazieren ging!“, rief Mr. Grumble ihm zu. In diesem Moment erbarmte sich die Wolke und gab den Mond wieder vollständig frei. „Sieht so aus, als hätten wir jetzt wieder Licht“, bemerkte David, als fast gleichzeitig auch die Parkbeleuchtung anging.

„In der Tat, Sie sind es!“ Mr. Grumble musterte den einen Meter achtzig großen, immer leger gekleideten David Wilder. Auch wenn sich erste Geheimratsecken auf Davids kurz geschnittenem dunkelblondem Haupt abzeichneten, für Grumble, der schon Davids Großvater gekannt hatte, würde er immer der junge Mr. Wilder bleiben.

Grumble reichte David die Hand, der, so wie er, heilfroh war, ein vertrautes Gesicht nach

seiner Wanderung in der Dunkelheit zu treffen. David setzte Goliath auf den Boden und schüttelte Grumble die Hand: „Guten Abend, Admiral.“ Grumble hatte bis zu seiner Pensionierung bei der Marine gedient und eine Menge Orden angesammelt, von denen er bei jeder Gelegenheit erzählte.

„Ihr Begleiter scheint eine Nachricht für Sie zu haben“, scherzte Grumble und zeigte hinter David. Jetzt erst erinnerte sich David an die Gestalt hinter ihm und drehte sich um. „Da unten“, bestätigte Grumble und zeigte auf Goliath, während David mit seinen Augen die Gegend nach jener unbekanntem Gestalt absuchte, die sich ihm zuvor genähert hatte.

„Er ist weg!“, rief David überrascht aus.

„Weg?“, zeigte sich Grumble verdutzt und deutete abermals mit dem Finger auf Goliath. „Aber da sitzt er doch.“

Erst jetzt erkannte David, was er meinte und bückte sich, um den kleinen Zettel aufzuheben, dessen Ecke Goliath gerade mit seinen Zähnen bearbeitete. David erkannte, dass auf dem Zettel etwas von Hand geschrieben stand, doch das Licht reichte nicht aus, um es lesen zu können.

„Ich mache mich auf den Heimweg“, verabschiedete sich der Admiral und streckte seine Hand salutierend zur Stirn.

„Leben Sie wohl, Admiral“, kommentierte David sein eigenes Salutieren und sah dem Admiral hinterher.

„Du hast ihn doch auch gesehen“, meinte er zu Goliath, der sich auf die Hinterbeine stellte, um an den Zettel in Davids Hand zu gelangen. David schüttelte den Kopf. „Wie oft habe ich dir schon gesagt, wir knabbern nichts an, was andere wegwerfen oder noch verwenden.“ David suchte den nächsten Papierkorb, um das Papier dort zu deponieren. „Kein Wunder, dass die Leute alles einfach fallen lassen, wenn es hier nirgends Mülleimer gibt.“

Unter der letzten Lampe, die schon beim Ausgang des Parks montiert war, fand er, wonach er suchte. Als er den Zettel schon über dem Papierkorb loslassen wollte, konnte er lesen, was darauf stand. David zuckte zusammen, lange starrte er fassungslos auf die Zeilen. „Das kann kein Zufall sein“, murmelte er. „Die meinen mich.“ David steckte den Zettel in seine Brieftasche und machte sich mit Goliath auf den Heimweg.

„Ob Goliath wohl alleine klarkommt?“, fragte David sich leise. Er ging nochmals seine generalstabsmäßig geplante Checkliste durch, bei der jeder Punkt mittlerweile vier Häkchen hatte. Während David Webcam Nummer acht einem finalen Funktionscheck unterzog, meinte er Goliaths traurigen Blick in seinem Rücken spüren zu können. Er drehte sich um und blickte auf ein Paar tiefschwarze Kulleraugen hinunter. „Keine Sorge“, beruhigte David. „Es gibt keinen Raum im Haus und keinen Platz im Garten, wo ich dich nicht mit den

Webcams sehe.“ David griff zu seinem Handy und hielt es dem glänzenden Augenpaar entgegen. „Siehst du, meine Software erkennt automatisch, wo du dich befindest und liefert mir das Bild der entsprechenden Kamera per Knopfdruck auf mein Handy. Ein Anruf bei Ms. Furgerson und zwei Minuten später ist sie bei dir.“ Goliath schien beim Namen von Davids Nachbarin kurz zusammenzuzucken. David lachte: „Kopf hoch! Wir holen sie ja nur im Notfall, wenn die Elektronik versagt, und wir beide wissen, dass das nicht der Fall sein wird.“

„David!“, hörte er Nataschas Stimme aus dem Erdgeschoss. „Willst du mir nicht endlich mit den Koffern helfen?“

„Komme schon!“, rief David hinunter und beugte sich zu Goliath. „Na, dann pass mir gut auf unser Haus auf, mein Riese.“ Goliath hob zustimmend das rechte Ohr an, als David ihn zum Abschied auf den Kopf küsste.

„Wie lange willst du dich denn noch von diesem Tier verabschieden?“, herrschte ihn Natascha an, als er nach unten kam. „Goliath ist sehr sensibel“, rechtfertigte sich David.

„Du hast in den letzten zwei Wochen unser gesamtes Haus in eine Festung mit Infrarotkameras und Sensoren umgebaut, nur weil wir für drei Tage nach Wien fahren. Meinst du nicht, dass es gereicht hätte, zwei Schüsseln mit Futter und Wasser aufzustellen und Ms. Furgerson den Schlüssel zu geben?“ Nataschas Logik war David nicht verborgen geblieben, er suchte aber bereits seit Wochen nach einem Vorwand, um das Haus sicherer zu machen. Eigentlich war David kein Freund von Kameras, aber jener Park-Spaziergang mit Goliath vor zwei Wochen hatte seine Einstellung zu diesem Thema grundlegend verändert.

Gern hätte er Natascha davon erzählt, um sich jemandem anzuvertrauen, aber David wusste, dass er sie damit nicht belasten konnte. Ihre regelmäßigen Besuche in der Selbsthilfegruppe schienen ihren Zustand zwar geringfügig zu verbessern, aber von einer Belastbarkeit mochte David nicht sprechen. Er beschloss daher, jede zusätzliche Aufregung und Verunsicherung von ihr fernzuhalten.

„David?“ Er zuckte zusammen. „Hörst du mir überhaupt zu?“ Natascha streckte ihm einen großen Koffer entgegen, den sie mit beiden Händen nur mühsam anheben konnte. „Wir versäumen unseren Flieger, wenn wir nicht endlich losfahren.“

„Was meinen Sie mit *der Flieger ist überbucht?*“, fragte Natascha die Dame am Schalter des Flughafens.

„Es ist schon sehr kurz vor dem Abflug, weshalb wir bereits Plätze an die Passagiere auf der Warteliste vergeben haben. Sie sollten wenigstens eine Stunde vor Abflug einchecken.“

Das war eindeutig nicht die Antwort, die Natascha hören wollte. „Hören Sie“, erzürnte sich Natascha, „mein Mann und ich verbringen seit sieben Jahren unseren Hochzeitstag in Wien,

wo wir geheiratet haben. Wir fliegen immer mit Ihrer Airline und hatten noch nie derartige Probleme.“

„Ich versichere Ihnen, mein Möglichstes zu tun“, erwiderte die Dame am Schalter mit freundlicher Stimme. Sie begann auf der Tastatur ihres Terminals herumzudrücken. „Wir hätten da noch zwei Plätze, die allerdings nicht nebeneinander sind.“

Noch bevor Natascha ihre Antwort formulieren konnte, bestätigte David: „Die nehmen wir, herzlichen Dank.“ David brauchte Natascha nicht anzusehen, um zu wissen, welchen Blick sie ihm gerade zuwarf. Er bückte sich rasch nach dem Ungetüm von Koffer, das in seinen Augen ausgereicht hätte, um eine Großfamilie auf Weltreise zu begleiten. Beim Anheben spürte er einen leichten Stich im Kreuz und hielt kurz inne.

„Schon wieder dein Kreuz?“, fragte Natascha und griff unterstützend nach dem Koffer.

„Ja“, seufzte David. „Das Übliche.“

Davids Platz befand sich im hinteren Teil der Maschine neben einem kleinen Mädchen, das direkt am Fenster saß. Ihre langen, hellbraunen Haare waren an beiden Seiten zu Zöpfen geflochten, an deren Ende eine rote und eine gelbe Haarspange klemmte. „Hallo junge Dame, reist du alleine?“, fragte David ungläubig, als er seinen Laptop in einem freien Fach verstaute.

„Ja! Und du?“, antwortete die Kleine mit dem freundlichen Gesicht selbstbewusst und entlockte David ein Lächeln.

„Nein“, entgegnete er, „meine Frau sitzt weiter vorne in der Maschine.“

„Hast du mit ihr gestritten?“, fragte das Mädchen besorgt.

„Nein“, bemerkte David abermals. „Ich habe mir wohl einfach zu viel Zeit beim Verabschieden gelassen.“

„Von wem?“, fragte sie. David erkannte, dass dieser Flug anders verlaufen würde als die bisherigen Flüge nach Wien. Bevor er sich setzte, holte er ein Bild aus seinem Portemonnaie und hielt es dem Mädchen entgegen.

„Ein Hase! Oh, ist der knuddelig!“, rief die Kleine entzückt. Ihre runden braunen Augen glänzten vor Freude.

„Eigentlich ist er ja ein Riesenkaninchen.“

Sie sah ihn verwundert an.

„Nicht so wichtig. Sein Name ist Goliath und ich bin David“, stellte David sich vor und zeigte ihr ein weiteres Bild, auf dem Goliath mit hängenden Ohren zufrieden an einer Karotte nagte. „Goliath und ich gehen jeden Abend spazieren. Danach bekommt er eine besonders große Karotte.“

„Ich bin Clara Burcely und werde im Oktober sieben Jahre alt“, grinste sie über beide Ohren und streckte ihm ihre Hand entgegen. „David Wilder“, antwortete er. „Ich werde nächstes Jahr 42.“

David erfuhr, dass Clara die Tochter einer Diplomatin war, die viel reiste. Clara traf sich in Wien mit ihrer Mutter zur gemeinsamen Weiterreise nach Jordanien. Nach dem Essen

nützte Clara die Zeit für ein Schläfchen. David besuchte Natascha im vorderen Teil des Flugzeugs und erzählte ihr von seiner Bekanntschaft.

Zurück auf seinem Platz holte er den Zettel hervor, den die geheimnisvolle Gestalt ihm im Park hatte zukommen lassen. Er blickte sorgenvoll auf die Zeilen, die da geschrieben standen und jenes Symbol, das er nur zu gut kannte. Vertieft in Gedanken schreckte er auf, als er neben sich die Stewardess hörte. „Tee, Kaffee oder einen Orangensaft für Ihre Tochter?“

„Einen Orangensaft für mich und einen für David, bitte“, meldete sich Clara zurück. David drehte sich verdutzt zu Clara.

„Eine entzückende Tochter haben Sie da“, schmeichelte die Stewardess und hielt ihm und Clara einen Becher Orangensaft entgegen. David stellte den Orangensaft auf die Ablage vor ihm und verstaute den Zettel. „Danke“, sagte David, „aber woher hast du gewusst, dass ich Orangensaft trinke?“

„Na, von dem Foto mit deinem Hasen Goliath“, entgegnete Clara ganz selbstverständlich.

David schaute sie fragend an. „Von dem Foto?“

„Ja“, meinte Clara, „auf dem Foto warst du mit deinem Hasen und hattest ein Glas Orangensaft in der Hand.“ Sie hielt sich mit der Hand die Augen zu. „Du hast braune Augen, dunkelblonde Haare und einen blauen Pullover an, auf dem Foto sind die Haare länger gewesen, und der Pulli war grün. Die Hose ist dieselbe, die du jetzt anhast. Ob es auch die gleichen Sportschuhe sind, kann ich nicht sagen, da hört das Foto auf.“

David war noch damit beschäftigt Claras Antwort zu überdenken, da ließ ihn ihre nächste Frage zusammensinken.

„Warum ist ein Blatt von dem Kleeblatt schwarz, und was bedeuten die Zeichen daneben?“ „Woher...“, wollte David den Satz beginnen, da fiel ihm Clara schon ins Wort.

„Ich meine die Zeichnung auf deinem Zettel. Ich kann mir Bilder gut merken“, erklärte Clara, die an seinem Gesicht erkannte, dass er nicht wusste, wie ihm geschah. David schüttelte fassungslos den Kopf, er hatte von Erwachsenen mit fotografischem Gedächtnis gehört, aber Clara war keine sieben Jahre alt. „Aber du hast den Zettel doch nur kurz gesehen“, wunderte er sich.

„Ich habe das Bild gesehen“, antwortete Clara. „Das reicht.“

David überlegte, was er Clara antworten sollte. „Es ist nur eine Zeichnung“, erklärte er, „und die Zeichen sind hebräisch.“ Das Ansnallsignal für den Landeanflug unterbrach das Gespräch.

David hatte den Koffer vom Förderband geholt und steuerte mit Natascha auf den Ausgang zu. Clara folgte ihnen noch ein Stück, dann trennten sich ihre Wege. David drehte sich mit ausgestreckter Hand zu Clara: „Auf Wiedersehen, Clara Burcely, es hat mich gefreut dich

kennenzulernen.“

„Auf Wiedersehen, David“, antwortete Clara, als sie ihre kleine Hand in seine legte. Claras Mutter, eine bildhübsche, schlanke Frau mit langen blonden Haaren, winkte bereits von der anderen Seite der Absperrung herüber. Ihre Kleidung war modisch betont, der orangefarbene Rock harmonierte mit ihrer Designerbrille.

„Ich muss jetzt los“, verabschiedete sich Clara, „und keine Sorge, David, ich werde unser Geheimnis nicht verraten.“ Sie lief zum Ausgang, wo ihre Mutter auf sie wartete.

„Euer kleines Geheimnis?“, fragte Natascha, die gerade dazugekommen war.

„Kinder!“, bemerkte David, „die brauchen Ablenkung, wenn sie so lange ruhig sitzen müssen.“

„Natascha, David! Herzlich Willkommen in Wien!“, rief ein bärtiger Mann mit sehr gepflegtem Äußeren, als sie die Lobby des Hotels betraten. „Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Reise. Möchten Sie gleich auf Ihr Zimmer? Selbstverständlich haben wir Sie wieder in Zimmer 444 untergebracht.“ Der Manager des Hotels strahlte seine Stammgäste an.

„Ja, danke, Thomas“, erwiderte David, der sich fragte, wie der Manager des Hotels es schaffte, Jahr für Jahr die gleiche originelle Begrüßungsformel zu sprechen.

Zwei Pagen eilten herbei, um sich des Gepäcks anzunehmen, als David bereits den schweren Koffer auf den Gepäckwagen hievte. Ein kurzer, aber sehr lauter Schrei hallte durch den Empfangsbereich des Hotels, als David den Koffer fallen ließ.

„David!“, rief Natascha entsetzt. Thomas stützte David, während sich die Pagen um den Koffer kümmerten.

„Es geht schon“, stammelte David, der sich damit selbst Mut machen wollte.

„Kommen Sie, setzen Sie sich erst einmal“, deutete der Manager auf einen Stuhl neben einer Säule.

„Es ist sein Kreuz“, erklärte Natascha. „Er hatte schon in London Probleme damit.“ Während David schmerzverzerrt auf dem Stuhl kauerte und von Natascha ein Glas Wasser bekam, telefonierte Thomas aufgeregt in der Rezeption.

„Gregor, ein Freund von mir, ist Osteopath hier in Wien“, berichtete Thomas, als er zurückkam. „Seine Praxis schließt in 30 Minuten, aber er hat mir zugesagt, Sie noch anzuhängen.“

„Ein Arzt?“, fragte David mit schmerzverzerrtem Gesicht.

„Ein Osteopath“, erwiderte Thomas, „sein Name ist Gregor Hempel. Er wird Ihnen ganz sicher weiterhelfen. Ich lasse sofort ein Taxi kommen, das Sie hinbringt.“

Während David auf das Taxi wartete, merkte er, wie der Schmerz nachließ. „Ich glaube, wir können uns den Doktor sparen“, heuchelte David.

„Oh nein“, erwiderte Natascha und wurde dabei von Thomas unterbrochen. „David, Ihr Taxi ist da.“

„Ich schaffe das schon alleine“, insistierte David zu Natascha blickend. „Du kannst ja inzwischen den Koffer ausräumen.“ Widerwillig ließ sie sich von David überzeugen, nicht mitzufahren.

David betrat das Haus in der Porzellangasse, zu dem ihn der Taxifahrer gebracht hatte. Im dritten Stock hielt der Lift und David öffnete mit einem elektrischen Taster die Tür zum Warteraum. Er erblickte einige Stühle und Zeitschriften, aber keine anderen Patienten. Sein Termin schien tatsächlich außerhalb der Sprechstunden stattzufinden. Die Tür zum Behandlungszimmer öffnete sich noch bevor David Platz nehmen konnte. „Herr Wilder?“, fragte ein weiß gekleideter Mann, den David Ende dreißig schätzte. „Ja, ich bin David Wilder. Und Sie sind Doktor Hempel?“

„Ich bin Gregor Hempel. Ich leite die Praxis für Osteopathie“, erklärte der Mann mit ruhiger freundlicher Stimme und streckte ihm die Hand entgegen. David erzählte ausführlich von seinen Kreuzproblemen und Hempel hörte ihm geduldig zu, ehe er mit der Untersuchung begann.

Er untersuchte David keine zwei Minuten mit bloßen Händen und stellte dann fest: „Verzeihen Sie mir die direkte Frage, Herr Wilder, haben Sie in Ihrer Beziehung Probleme sexueller Natur?“ David war sich nicht sicher, ob er die Frage richtig verstanden hatte. „Wissen Sie“, fuhr Hempel fort, „Ihr vierter Lendenwirbel hat eine Fehlstellung, das kann auch Beziehungsprobleme als Ursache haben. Man nennt das auch das Sexual-Chakra.“ David war fassungslos. Sollte der Taxifahrer die Adresse verwechselt haben? „Um ganz sicherzugehen, empfehle ich Ihnen jedenfalls ein Röntgenbild machen zu lassen“, fuhr Hempel fort. „Ich lege Ihnen aber dringend nahe, das zugrunde liegende Problem für diese Fehlstellung dauerhaft zu beseitigen, sonst war das sicher nicht Ihr letzter Hexenschuss.“ David merkte, wie seine Skepsis schwand, je länger er der ruhigen Stimme lauschte. „Bitte legen Sie sich auf den Bauch.“ Der Osteopath deutete auf den weiß überzogenen Massagetisch. David startete minutenlang wortlos auf das Plastikskelett vor sich, während Hempel mit beiden Händen leichten Druck auf seinen Rücken ausübte.

„Unterliegen Sie der ärztlichen Schweigepflicht?“, platzte David heraus.

„Was immer Sie mir als Patient erzählen, wird niemand erfahren“, versicherte Hempel und schob den linken Daumen wiederholt an Davids Wirbel vorbei.

„Meine Frau und ich wünschen uns schon länger ein Kind“, begann David zu erzählen, „Natascha, meine Frau, hatte eine schwere Kindheit. Es fällt ihr heute noch schwer, darüber zu sprechen. Sie ist in einem kirchlichen Kinderheim aufgewachsen.“ David spürte, wie sich die Stelle auf seinem Rücken angenehm erwärmte. „Einer der jüngeren Priester hatte sie und andere Kinder bedrängt. Als Natascha sich damit schließlich an einen der älteren Priester wandte, wurde die Sache vertuscht und der Schuldige zu seinem Schutz versetzt.“ Hempel sprach kein Wort. „Ich habe Angst, sie zu irgendetwas zu drängen, ich

will sie nicht unter Druck setzen“, fuhr er fort.

Hempel brach sein Schweigen. „Ich bin kein Spezialist für Beziehungsfragen und kenne Ihre Frau nicht, aber ich kann sagen, dass Ihre Wirbelsäule unter diesem Druck leidet. Ich gebe Ihnen den gut gemeinten Rat, mit Ihrer Frau darüber zu sprechen.“

Auf dem Weg ins Hotel dachte David über Natascha nach, während er das Kärtchen eines Londoner Kollegen von Hempel betrachtete, das dieser ihm mitgegeben hatte. Er erinnerte sich an Nataschas Bitte, die er stets respektiert hatte. Keine Fragen über Gespräche oder Mitglieder der Selbsthilfegruppe. Einmal, als David sie überraschend von einer Sitzung abholen kam, machte sie ihm daheim eine Szene, als hätte er sie vor der ganzen Welt bloßgestellt.

Die kollektive Anonymität der Gruppe nach außen war der wichtigste Schutz ihrer Mitglieder. Um im täglichen Leben keine gesellschaftlichen oder beruflichen Nachteile zu haben, hatten sich alle Mitglieder darauf geeinigt, über die Sitzungen mit Dritten nicht zu sprechen. Es stand natürlich jedem frei, auch außerhalb der Gruppe Hilfe zu suchen, solange dabei keine Sitzungsteilnehmer oder Gesprächsinhalte genannt wurden.

Natascha hatte einen verantwortungsvollen Job als Physikerin am Londoner Imperial College. Noch im September wollte sie der Fachwelt eine kleine Sensation präsentieren. Damit wollte sie auf Basis der Forschungen ihres großen Idols, dem Nobelpreisträger Dennis Gabor, die Holographie grundlegend revolutionieren. Ihre Reputation würde allerdings erheblich darunter leiden, wenn die vorwiegend männlichen Kollegen von ihren Besuchen bei der Selbsthilfegruppe wüssten.

„Zimmerservice!“, rief David mit tiefer Stimme als er an die Tür von Zimmer 444 klopfte. Er hörte ein Scheppern gefolgt von Nataschas Stimme, die irgendeine Verwünschung ausstieß. David war sich sicher, darin das Wort „Koffer“ erkannt zu haben. Als sie öffnete, sah er im Türspalt jene Kleider und Schuhe, die sonst die begehbaren Schränke von Natascha füllten.

„David!“ rief sie erfreut, „wie geht es dir und was hat der Doktor gesagt?“

„Der Osteopath“, korrigierte sie David lachend. „Er meinte, ich soll mir zwei Tage Bettruhe gönnen. Ich fürchte die obligatorische Fiakerfahrt muss ich dieses Jahr leider auslassen.“ David erzählte ihr von seinen Erlebnissen bei Hempel, vermied aber den Teil über das Sexual-Chakra und die damit verbundene Aussprache, die er sich für London aufheben wollte.

Die nächsten beiden Tage verliefen ruhig für David. Natascha nutzte jede Gelegenheit, um die Einkaufszentren Wiens zu erkunden, und verbrachte die Nächte damit, ihm ihre Neuerwerbungen für die heimische Sammlung zu präsentieren. David ließ das erstaunlich kalt, da er sich sicher war, dass nicht er es sein würde, der diesmal die Koffer zu schleppen

hatte. Irgendwie gefiel er sich in der Rolle, die das Schicksal ihm zgedacht hatte. Natascha bemitleidete und umsorgte ihn ausgiebig, bevor sie zu ihren Touren aufbrach, und auch der Hotelservice übertraf sich diesmal selbst. Seine mitleiderregende Vorstellung in der Lobby hatte Thomas dazu veranlasst, David zum Mittelpunkt aller Hotelangestellten zu machen.

David ließ in seinem luxuriösen Krankenzimmer zunächst keine Langeweile aufkommen. Er vertrieb sich die Zeit tagsüber mit permanentem Wechsel zwischen Hotelfernsehen und dem Goliath-TV auf seinem Laptop, bei dem er mittels Fernzugriff auf seine Webcams selbst Regie führte. Als er am Ende des zweiten Tages zu der Ansicht kam, dass sein Bedarf an Fernsehen gedeckt war, beschloss er, seine Mails zu lesen. *Wie langweilig muss mir sein, wenn ich im Urlaub meine Mails lese*, fragte er sich selbst. „Und Selbstgespräche führe ich auch schon“, ergänzte er lachend.

Seine Mailbox wollte nicht aufhören, neue Nachrichten aus den Tiefen des Internets hervorzuholen. David hatte die Einstellungen für unerwünschte Mails bereits auf die stärkste Stufe gestellt, konnte sich aber des Eindrucks nicht erwehren, dass das keinen Einfluss auf die Anzahl der Werbemails in seinem Postfach hatte. Anfangs hatte er noch eigene Ordner angelegt, um die sicherlich gut gemeinten Angebote an Penisverlängerungen und Investitionsbeteiligungen an sowjetischen Kernkraftwerken wöchentlich zählen zu können. Mittlerweile beschränkte er sich allerdings darauf, derartige Mails in einen einzigen Ordner zu verschieben, den er täglich leerte.

264 neue Nachrichten zeigte sein Mailprogramm an, als es den Download ordnungsgemäß für beendet erklärte und die Verbindung trennte. David drückte ein Tastaturkürzel, um mit dem von ihm programmierten Filter die gröbste Drecksarbeit zu erledigen, wie er sie nannte. Nur 71 Mails blieben im Posteingang erhalten. „Kein schlechter Schnitt“, grinste David. Nach etwa einer Stunde war die Zahl der Mails, dank Davids Sortierfreudigkeit, noch einmal deutlich reduziert worden. Es gehörte zu seinen Eigenheiten, keine Mails zu öffnen, bevor nicht alle unerwünschten Mails gelöscht waren. Jetzt erst hatte er Zeit, sich um die letzten vier Mails zu kümmern, die er auch lesen wollte.

Er fand eine Buchungsbestätigung von Thomas für den Urlaub, der bereits am nächsten Vormittag zu Ende ging, sowie einen Newsletter der Londoner Schlappohren. David hatte ihn eigentlich für Goliath abonniert und beschloss, ihm den Inhalt vorzulesen, wenn er wieder in London war. Die letzten beiden Mails hatten für ihn unbekannte Absender, und eines davon schien einen Dateianhang zu haben. David öffnete zuerst die andere Nachricht.

Interessant, fand David, als er den Text las. *Höchst interessant*. Er begann seine linke Augenbraue anzuheben, wie er es immer tat, wenn er an etwas Zweifel hatte. Er notierte einige Worte in seinem elektronischen Kalender und verschob dann das Mail in den Ordner mit der Aufschrift *lehit*, was auf hebräisch soviel wie ‚Tschüss‘ bedeutete. Die Mails des *lehit* Ordners wurden automatisch nach zwei Wochen gelöscht, sollte David es sich bis dahin nicht anders überlegt haben.

Sein Posteingang hatte nur noch eine Nachricht übrig, und der Virens Scanner stufte den

Dateianhang, eine Grafikdatei, als unbedenklich ein. *Na dann los*. Er klickte auf das Mail. Es enthielt keinen Text und der Betreff beinhaltete nur den Namen des Dateianhangs: *bewakascha.jpg*. David blickte noch einmal auf das Anzeigefenster seines Virens scanners, der immer noch keine Gefahr anzeigte und beschloss, die Grafik zu öffnen.

Der Bildschirm zeigte ein vierblättriges Kleeblatt, dessen unteres Blatt schwarz war. David war seit jenem Abend im Park klar, dass er dieses Symbol bald wieder sehen würde. Er gehörte zu den wenigen noch lebenden Menschen, die die wahre Bedeutung des Kleeblatts kannten. Für ihn verbanden sich damit schmerzhaft Erinnerungen an seine alte Heimat Israel und an seine Zeit beim *Shabak*, dem israelischen Spionageabwehrdienst.

Nervös begann er im Zimmer auf und ab zu gehen. Ihm war klar, was der Absender dieser Nachricht, der zweifellos einem der israelischen Geheimdienste angehörte, von ihm erwartete. David war sich nicht sicher, ob er dieser Erwartung gerecht werden wollte. Minutenlang haderte er mit sich selbst, wog Für und Wider ab und beschloss zunächst herauszufinden, welchen Inhalt die Nachricht hatte. Später konnte er noch immer entscheiden, ob und wie er darauf reagieren würde.

David begann die Bilddatei genauer zu untersuchen. Er war überzeugt, dass sowohl die Nachricht selbst als auch der Schlüssel zur Nachricht ins Bild codiert waren. Er brauchte nicht lange, um festzustellen, dass die Dateigröße nicht zu der Einfachheit der Darstellung des Bildes passte. David durchsuchte den Quellcode des Bildes nach überflüssigen Bytes und wurde rasch fündig. Jemand hatte ein Computerprogramm so in das Bild vercodiert, dass man dieses unmöglich bemerken konnte, wenn man sich nur das Bild als solches anschaute. Erst Davids Erfahrung im Umgang mit derartigen Verschlüsselungstechniken machte es möglich, die Datei zu erkennen, die als blinder Passagier in dem Bild verschickt wurde. David extrahierte die kleine Datei aus dem Bild und speicherte sie als eigenständiges Programm ab, um es anschließend starten zu können.

„Das war zu erwarten“, meinte David, als er den blinkenden Cursor neben der Anweisung *„Passwort eingeben“* erblickte. Er ging zum geöffneten Fenster und dachte nach. Die Antwort würde irgendetwas mit dem Kleeblatt selbst zu tun haben. David erinnerte sich zurück, als er früher fast täglich Passwörter für Israel entschlüsseln musste. Er hatte vor Jahren ein kleines Tool programmiert, das brauchbare Rückschlüsse auf die Anzahl der Zeichen zuließ, die ein Programmierer für eine Passwordeingabe vorgesehen hatte. *Es funktioniert zwar nur bei einfachen Codierungen - aber mit etwas Glück...* David begann seine Festplatte zu durchsuchen. „Irgendwo muss es doch noch sein“, murmelte er konzentriert vor sich hin, um sich kurz darauf mit „Da haben wir dich ja“, selbst zu bestätigen.

Davids Programm begann den Speicher seines Laptops auszulesen und meldete sich nach wenigen Minuten mit einem Report. „Maximal vier Zeichen“, stieß David fast enttäuscht aus, „das Kleeblatt hat vier Blätter“, bekräftigte er. Er tippte *arba*, das hebräische Wort für die Ziffer vier auf seiner Tastatur und bewegte den Zeigefinger über die Enter-Taste.

„Nein“, murmelte er kopfschüttelnd zu sich selbst. „Das ist mir viel zu einfach.“

David hatte zu lange mit dem israelischen Geheimdienst zu tun gehabt, um bei einem so deutlich gelegten Köder anzubeißen. Ihm war klar, dass das Programm eine *Lethal-Truth-Abfrage* haben würde, die bei Eingabe des Köder-Passworts eine gefälschte Nachricht freigab. Die Idee dahinter war einfach und mörderisch zugleich: Neben dem eigentlichen Passwort wurde auch ein leicht zugängliches Köder-Passwort versteckt, das feindliche Agenten relativ einfach finden konnten. Aufgabe der *Lethal-Truth-Abfrage* war es, dem Feind vorzumachen, er hätte bereits das richtige Passwort eingegeben und würde daher auch die richtige Botschaft erhalten. Zu viele Agenten hatten im Vertrauen auf diese falschen Botschaften ihr Leben verloren.

David überlegte, wie er aus dem Köder-Passwort das richtige Passwort ableiten konnte. „Vier“, murmelte er immer wieder vor sich hin, während er sich einen Schokoriegel aus der Minibar holte und genüsslich daran kaute. „Irgendwie muss ich diese Zahl umformen.“ Er bemerkte den Strichcode auf der Schokoriegel-Verpackung, unter dem sich die in Zahlen gedruckte Übersetzung des Codes befand. „Aber natürlich“, stellte er kopfnickend fest. Er spürte ein Gefühl in sich aufkeimen, das er seit Jahren nicht mehr wahrgenommen hatte. Es war, als hätte jemand seinen Jagdinstinkt geweckt. „Da soll noch jemand behaupten, dass Schokolade keine Hirnnahrung wäre“, meinte er und begann die einzelnen Buchstaben des Wortes *arba* als Zahlen zu lesen.

In alten hebräischen Texten war jeder Buchstabe des Alphabets gleichzeitig eine Zahl. Das Alphabet hatte zudem nur 22 Buchstaben. So war das Zeichen für den ersten Buchstaben des Alphabets gleichbedeutend mit der Ziffer ‚1‘ und der zweite Buchstabe mit der Ziffer ‚2‘. Diese Zählweise wurde bis zum zehnten Buchstaben beibehalten. Der elfte Buchstabe erhielt die Zahl 20, der zwölfte 30, usw. Der einundzwanzigste Buchstabe bekam den Wert 300 und der zweiundzwanzigste und letzte Buchstabe bedeutete 400. Um Buchstaben und Zahlen beim Schreiben unterscheiden zu können, wurde vor Ziffern ein einfaches Anführungszeichen gesetzt. Das Wort *arba* bestand im Hebräischen, weil die Sprache mehr als nur ein ‚a‘ kannte, aus vier verschiedenen Buchstaben.

David erhielt durch seine Umwandlung der hebräischen Buchstaben in Zahlen die Zahl 273. Als er die Zahl erblickte, war ihm klar, dass er das richtige Passwort gefunden hatte. Die Zahl 273 war in leicht veränderter Form bei zahlreichen natürlichen Größen zu finden. So beschrieb sie unter anderem die absolute negative Temperatur, erklärte das Verhältnis von Mond- und Erdradius oder die Ausdehnung des Gasvolumens, aber auch bei der Beschreibung des weiblichen Zyklus und der Mondumlaufbahn war sie anzutreffen.

David tippte die Zahl in seinen Laptop und drückte die Enter-Taste. Auf dem Bildschirm erschienen drei Zahlenreihen:

48080489

16142384

07082130

David überlegte einige Minuten, was die Zahlen bedeuten könnten, blickte dann entschlossen auf seine Armbanduhr und hatte damit die Entscheidung, der Einladung zu folgen, bereits getroffen. Durch einfaches Aufspalten der Zahlenfolgen in Zweiergruppen kannte er Zeit und Ort des Treffens.

Thomas ist wirklich eine Seele von Mensch, dachte David, nachdem er ihn für seine Zwecke eingespannt hatte. Der Hotelmanager würde Natascha vom Einkaufen abholen und sie direkt ins Casino nach Baden ausführen. Er würde ihr von Davids Bitte erzählen, heute nicht mehr geweckt zu werden, um für die morgige Abreise wieder fit zu sein. Damit hatte David genügend Zeit, um Natascha nichts von dem nächtlichen Ausflug erzählen zu müssen. Der Mietwagen, den Thomas ihm kurzfristig organisiert hatte, brachte David zügig in den Süden Wiens an die Ausläufer des Wienerwaldes, wo er gezwungen war, den Rest des Wegs zu Fuß fortzusetzen. Er nahm die alte Taschenlampe, die ihm Thomas mitgegeben hatte, und folgte dem Pfeil des Navigationssystems seiner Uhr zu den Koordinaten, die er erhalten hatte: N 48°08'04.89" und E 16°14'23.84". Es war der siebente August und David hatte noch 30 Minuten Zeit, um die letzten zwei Kilometer zurückzulegen, bevor die Uhr 21:30 zeigen würde.

Der Weg durch den Wald war breit. Zu seiner Rechten endete der Waldstreifen nach wenigen Metern, wo er von einer hohen Mauer jäh begrenzt wurde. Die linke Seite des Wegs flankierte eine Erhebung, die dicht mit Bäumen bewachsen war. Das Licht des Mondes erhellte den Weg nur schwach, und David war froh, die Taschenlampe mitgenommen zu haben. Unter anderen Umständen wäre dieser Ort für einen Abendspaziergang sicherlich hervorragend geeignet gewesen. Niemand außer David war hier unterwegs und nur der Ruf eines Käuzchens unterbrach gelegentlich die Friedhofsstille. Der Richtungspfeil seiner Uhr zeigte zunehmend nach rechts und er hoffte darauf, bald ein Ende der Mauer zu erreichen. Als der Entfernungscountdown auf weniger als 500 Meter herunter gezählt hatte, war David klar, dass er nicht umhin kommen würde, die Mauer zu überklettern. Kein leichtes Unterfangen für jemanden, der bis vor zwei Stunden eigentlich zu absoluter Bettruhe angehalten war. Er sah seine Hose an und war sich bewusst, dass ihm auf dem Heimweg noch eine gute Erklärung für Natascha einfallen musste.

Hinter der Mauer erkannte David wieder nur Wald. *Eigentlich gebe ich in dem finsternen Wald mit meiner Taschenlampe schon aus der Ferne ein perfektes Ziel ab*, dachte er. Er fühlte, wie das Unbehagen in ihm wuchs. Er beschloss einen Trick anzuwenden und befestigte die Lampe an einem langen Stock, den er vor sich trug. *Wenn jetzt jemand auf mich schießt*, überlegte er, *dann ist es unwahrscheinlich, dass er mich trifft*. Schon nach wenigen Metern merkte er, wie seine Arme unter der Hebelwirkung des langen Stockes immer weiter nach unten gezogen wurden. Noch 100 Meter, blinkte es auf seiner Uhr. David war so damit beschäftigt gewesen, die Lampe beim Gehen nicht gänzlich in der Erde einzugraben, dass er gar nicht gemerkt hatte, wie nah er dem Ziel schon gekommen war.

Er blickte auf den vom Wald bewachsenen Hügel, der vor ihm lag und folgte einem

schmalen Pfad nach oben. Noch konnte er nichts Genaueres erkennen, doch es schien ihm, als hinge in den Baumwipfeln eine Art Turm mit eigenwilliger Verzierung. Als David näher kam, erkannte er die Umrisse einer alten Kapelle, an deren Spitze ein Kreuz angebracht war. Es war ihm zuvor unmöglich gewesen, es als solches zu erkennen, da ein Stück des Kreuzes fehlte. Die Kapelle wirkte verlassen und der Zahn der Zeit hatte wohl dafür gesorgt, dass der linke Arm des Kreuzes irgendwann heruntergefallen war.

David wollte die letzte Stufe zum Aufgang der Kapelle betreten, als er hinter sich eine tiefe Männerstimme seinen Namen sagen hörte. Er drehte sich erschrocken herum und riss dabei die Lampe vom Stock, die die Treppen hinunterfiel, um dann mit einem klirrenden Geräusch ihren Dienst zu versagen. Gänzlich ohne Licht starrte er auf die Umrisse eines gut zwei Meter großen, breitschultrigen Mannes. „Na toll“, flüsterte David, „wenigstens bin ich jetzt kein gutes Ziel mehr.“

Er vernahm das Klicken eines Schalters und blickte im gleichen Moment in einen hellen Scheinwerfer, den der Fremde auf ihn richtete. „Wer sind Sie?“, fragte David. Der Scheinwerfer senkte sich ein wenig, um David nicht weiter zu blenden, und so war es ihm möglich, das Gesicht seines Gegenübers zu betrachten. Der kräftige, durchtrainierte Mann musste Mitte vierzig sein, seine braunen Haare hatte er zur Seite frisiert. Die ausgeprägten, harten Gesichtszüge passten nicht sonderlich gut zu dem eleganten Anzug, den man eher an einem Börsenmakler vermutet hätte. „Nennen Sie mich Hiob“, verlangte der Mann.

„Was wollen Sie von mir?“, fragte David und hob den Kopf, um seiner Frage Nachdruck zu verleihen.

„Sie haben unsere Nachricht doch erhalten“, antwortete der Mann, der sich ihm als Hiob vorgestellt hatte.

„Dann waren Sie das im Park?“, fragte David.

Hiob nickte. „Mein Auftrag war, Ihnen die Nachricht zu überbringen.“

„Mich zu Tode zu erschrecken, trifft es wohl eher! Ihretwegen habe ich mein ganzes Haus mit Kameras bestückt!“, rief David ärgerlich.

Hiob sah ihn abfällig an. „Sie wollen ein Agent sein?“

„Ein Ex-Agent“, entgegnete David, „mein Platz war im Innendienst. Ich habe unsere Feinde mit dem Kopf bekämpft, nicht mit dem Schwert.“

„Sie meinen, Sie haben den Mossad die Drecksarbeit für Sie machen lassen.“ Mit der abfälligen Bemerkung brachte Hiob seine Geringschätzung für David erneut zum Ausdruck.

„Meine Aufgabe war es, Informationen bereitzustellen, um das Leben von Menschen zu schützen“, rechtfertigte sich David.

„Natürlich“, sagte Hiob zynisch.

David fühlte sich zunehmend unwohl bei diesem Gespräch und drängte nach dem Grund für sein Kommen. „Sagen Sie mir endlich, was Sie von mir wollen und wer Sie geschickt hat.“

Hiob blickte zur Seite und aus dem Dunkeln trat ein Mann in das Licht des Scheinwerferkegels, den David bisher nicht bemerkt hatte. David erkannte sofort, dass es

sich um seinen alten Freund Alon Kollek handelte, mit dem er beim *Shabak* zusammengearbeitet hatte. Als hätten die Jahre ihn verschont, zeigte sich der ewig sportliche Frauenschwarm mit den kurzen schwarzen Haaren und den charmanten Sommersprossen im Gesicht. Obwohl Alon ein Jahr älter war als David, war er, solange David sich zurückerinnern konnte, immer um vieles jünger geschätzt worden.

„Ich brauche deine Hilfe, David“, bat Alon.

David schluckte, er hatte Alon seit Jahren nicht mehr gehört oder gesehen, er war sich bis eben nicht einmal sicher gewesen, ob er noch lebte. „Aber warum...“

David wurde von Alon unterbrochen. „Ich weiß nicht, wem ich von meinen Leuten noch trauen kann.“ David erinnerte sich an das Kleeblatt, das er erhalten hatte. Das vierblättrige Kleeblatt war das Symbol einer israelischen Kommandoeinheit, der er und Alon früher angehört hatten.

Während seiner aktiven Zeit beim *Shabak* hatte er niemals ein faulendes Kleeblatt zu sehen bekommen. Wie bei echten Blättern symbolisierte die schwarze Farbe eines einzelnen Blattes das Erkranken des ganzen Kleeblattes. Für die Kommandoeinheit war es das Zeichen für den schlimmsten denkbaren Zustand. Der Feind hatte die Einheit infiltriert.

David deutete mit dem Kopf auf Hiob.

„Hiob?“, fragte Alon „Du kannst ihm vertrauen, er ist mein Mann für das Grobe.“ Hiob grinste selbstgefällig. Alon begann, David zu erzählen, warum er mit ihm Kontakt aufgenommen hatte.

„In den letzten Monaten haben wir Hinweise erhalten, dass sich ein Unbekannter verschiedene religiöse Reliquien beschafft. Er schreckt dabei auch vor Mord nicht zurück. Wir konnten die Spur bis Jordanien zurückverfolgen, haben sie dann aber verloren. Wir haben dringenden Grund zu der Annahme, dass jemand aus unseren Reihen ihm dabei hilft. Bei einer Routineüberprüfung unserer Mailserver sind wir auf eine verdächtige codierte Botschaft gestoßen, die eine unserer Mitarbeiterinnen nach Jordanien geschickt hatte. Selbstverständlich wollten wir sie zur Rede stellen, aber leider hat sie uns bemerkt. Wir konnten nur noch das sicherstellen.“ Alon zeigte David einen angekohlten Papierfetzen, der wie die Überreste einer Notizblockseite aussah. David konnte mit viel Mühe einzelne Wörter lesen. *20:00... Monza... Eiserne Krone...*

„Und?“, entgegnete David. „Das ist doch nur wirres Zeug.“ Alon reichte David einen Zeitungsausschnitt mit der Überschrift *Eiserne Krone auf brutale Weise geraubt!* David las weiter, der Artikel erzählte von einer Krone der Langobarden, auch eiserne Krone genannt, die aus dem Domschatz zu Monza in Oberitalien geraubt worden war. Zwei Mönche waren dabei von den Dieben auf bestialische Weise im Genitalbereich verstümmelt worden. „Das ist furchtbar“, bemerkte David. „Aber ich verstehe noch immer nicht.“

Alon setzte fort. „Dem Polizeibericht zufolge wurde die Krone nicht nur einfach geraubt. An den beiden Mönchen, die an jenem Abend anwesend waren, wurden grausame Ritualmorde verübt. Man fand die armen Kerle gefesselt und geknebelt in ihren Blutlachen.“

Wer immer die Krone gestohlen hat, legte großen Wert darauf, dass seine Opfer sehr langsam ausbluten. Dabei wurde aber nicht wie beim koscheren Schlachten von Vieh die Kehle durchtrennt. Durch das Abtrennen der Genitalien sollte der Vorgang des Reinblutens besonders langsam und grausam vonstattengehen. Ein Fußabdruck, den die Polizei in einer der Blutlachen fand, lässt darauf schließen, dass die Täter es nicht eilig hatten und dem Ritual bis zum Ende beiwohnten. Erst dann haben sie sich der Krone bemächtigt.“

„Der innere Reif dieser goldenen Krone wurde der Überlieferung nach aus einem jener drei Nägel gefertigt, mit denen man Jesus ans Kreuz genagelt hatte. Wir sind uns sicher, dass noch andere Morde für weitere Reliquien folgen werden. Aber wir wissen nicht wo und vor allem nicht warum. Und dafür brauche ich dich, David. Du musst diese Datei entschlüsseln, damit wir die gesamte Botschaft kennen. Ich weiß keinen besseren als dich, und wir können sonst niemandem vertrauen, bis wir nicht alle Maulwürfe enttarnt haben.“

David versuchte, die Fülle an Informationen in seinem Kopf zu sortieren. „Warum befragt ihr denn nicht eure Agentin, die diese Datei verschickt hat?“, wollte David wissen, „Ihr habt doch eure Methoden, um Leute zum Sprechen zu bringen.“

Alon schüttelte mit Bedauern den Kopf. David sah ihn entsetzt an. Alon sprach kein Wort, doch Hiob nahm David jeden Zweifel. „Wir haben es versucht, aber sie ließ uns leider keine andere Wahl.“

Aus Alons Jackentasche ertönte ein kurzer Piepton. Hiob verlor mit einem Mal seine Gelassenheit und blickte zu Alon. Dieser zog ein kleines Gerät von der Größe eines Organizers aus seiner Jacke und David, der unmittelbar neben ihm stand, konnte auf dem Bildschirm fünf rote Punkte erkennen. Drei davon standen eng beisammen, während sich die beiden anderen von zwei Seiten auf sie zubewegten. „Wir bekommen Besuch“, meinte Alon. David sah ihn fragend an.

„Ein Infrarotsatellit“, erklärte Alon wortkarg und wandte sich Hiob zu. „Kümmere dich um ihn“, und deutete mit dem Kopf in Davids Richtung. Noch ehe David wusste, wie ihm geschah, war Alon in der Dunkelheit verschwunden. Hiob drückte David durch die Tür in die Kapelle. „Gehen Sie nach oben und bleiben Sie dort, bis einer von uns beiden Sie holen kommt“, verlangte er. „Egal was passiert.“ Er drückte David eine Pistole in die Hand. „Falls Ihnen Ihr Kopf zu schade ist.“ David sah ihn erstaunt an. „Schwert hab ich leider keines, ich hoffe, Sie können damit umgehen.“ Bevor David antworten konnte, hatte Hiob die Lampe ausgemacht und war in der Dunkelheit verschwunden.

David versuchte, sich in der Kapelle zu orientieren. Er tastete sich an der Wand entlang und dachte, so etwas wie Stufen gefunden zu haben. David erkannte sofort, dass es sich um eine Wendeltreppe handelte. Er stieg, ohne etwas sehen zu können, eine enge und morsche Treppe nach oben. Plötzlich gab ein Brett unter seinem Gewicht nach. *Das war aber knapp*, dachte David, der seinen Fuß noch rechtzeitig auf die nächste Stufe setzen konnte, ehe das Brett unter seinem Gewicht komplett durchbrach. Am Ende der Treppe angelangt, fand er sich in einem Raum mit Fenstern wieder, in dem das schwache Mondlicht nur ahnen ließ,

dass es sich um die Sakristei gehandelt haben musste. Eine Tür führte ins Freie auf einen Turm. David beschloss, sich zwischen den Zinnen des Turms hinzusetzen und erst einmal abzuwarten. Er war bereits über den Baumkronen und hätte wahrscheinlich auch bei Tag kaum gesehen, was am Boden rund um die Kapelle vor sich ging. Während David auf dem Turm kauerte und auf die Rückkehr der beiden Agenten wartete, schien die Zeit still zu stehen.

Immer wieder suchte er mit angehaltenem Atem die fast völlig kontrastlose Schwärze rund um die Kapelle ab, um zumindest irgendeinen Hinweis auf die Geschehnisse zu erhalten. Für einen kurzen Moment sah er in einigen hundert Metern Entfernung einen Lichtblitz. David musste kein Experte sein, um zu wissen, dass es das Mündungsfeuer einer Pistole gewesen war. Den Bruchteil einer Sekunde später hörte er den dazu gehörigen Knall, der die unerträgliche Stille für einen Augenblick unterbrach.

Wenige Sekunden später war, nahe der Stelle des ersten Schusses, der Wald überzogen von blitzendem Mündungsfeuer. Es folgte eine Reihe von zehn oder mehr Schüssen in zwei sehr kurzen Abfolgen. *Automatische Waffen!* David wusste, dass die Agenten des Mossad keine derartigen Maschinenpistolen verwendeten. Für einige Sekunden blieb es still, dann folgten nochmals mehrere Maschinenpistolensalven aus einer Position, die sich etwas weiter links von der ersten befand.

Für einen Moment hätte man eine Stecknadel fallen hören können, doch dann, fast gleichzeitig, begannen zwei Maschinenpistolen, von unterschiedlichen Positionen aus, auf die gleiche Stelle im Wald loszufeuern. Der gleichzeitige Lärm der beiden Pistolen machte es David unmöglich, die Anzahl der Schüsse einschätzen zu können, aber es schien ihm logisch, dass beide Schützen ihr Magazin leer geschossen hatten.

David hoffte, noch einen oder mehrere einzelne Schüsse zu hören, die ihm glauben machen würden, dass einer der beiden Mossadagenten das Feuer mit seiner Dienstpistole erwiderte. Doch es blieb still.

Die Sekunden dehnten sich für David zur Ewigkeit aus. Was würde er tun, wenn weder Alon noch Hiob zurückkäme, um ihn zu holen? Was würde er Natascha erzählen, wenn ihn die Polizei morgen Früh mit zwei Leichen im Wald fände? Oder schlimmer noch, wenn auch er morgen Früh...

David schreckte vor seinen Gedanken zurück. *Positiv denken*, beruhigte er sich. *Du hast schon Schlimmeres überstanden*, auch wenn ihm im Moment nichts einfallen wollte. Er blickte mit rasendem Herzen auf die Pistole in seiner verschwitzten Hand. Noch nie war er in die Notwendigkeit geraten, einen Menschen damit bedrohen oder gar töten zu müssen. David erinnerte sich an Hiobs Worte. Er hatte Recht gehabt, als er feststellte, dass die Agenten des Mossad immer die Drecksarbeit für ihn gemacht hätten.

Schnelle Schritte näherten sich der Kapelle, und David spürte das Adrenalin in sich wie nie zuvor. Mit einem Mal hörte seine Hand auf zu zittern. Er war sich sicher, sein Leben vor das eines Angreifers zu stellen, wenn er dazu gezwungen würde.

Jemand betrat die Kapelle und David vernahm kurz darauf das Knarren der Stufen. Wer immer zu ihm hochkam, hatte jetzt die kaputte Stufe erreicht, was ihn aber nicht aufzuhalten schien.

David löste den Sicherungsbolzen der Pistole und umklammerte sie fest mit beiden Händen. Gleich würde sich eine Gestalt dort zeigen, wo David mit seiner Waffe durch die Tür des Turmes auf den Treppenaufgang zielte. David konnte spüren, wie das Blut durch seine angespannten Schläfen gepumpt wurde. Die Zeit stand jetzt endgültig still. David realisierte, dass er gegen eine Maschinenpistole nur das Überraschungsmoment auf seiner Seite hatte. Er musste schießen, bevor er erkennen konnte, auf wen er schoss. Doch was, wenn Alon oder Hiob vor ihm auftauchten und er sie in Panik erledigte?

Noch bevor David zu einer Entscheidung gezwungen wurde, hörte er einen Schuss aus dem Treppenhaus der Kapelle, unmittelbar gefolgt von dem Klicken eines Schlagbolzens. Ehe David wusste, wie ihm geschah, stürmten unmittelbar hintereinander zwei Gestalten in die Sakristei. Eine Gestalt hielt einen länglichen Gegenstand in der Hand und wurde von der anderen zu Boden gerissen. David sah einen Kampf auf Leben und Tod. Die beiden wälzten sich auf dem Boden und versuchten, den jeweils anderen mit bloßen Händen zu erwürgen.

David vermochte nicht mehr einzuschätzen, wie lange der Kampf bereits dauerte. Er überlegte, wer von den beiden als Sieger aus dem Kampf hervorgehen müsste, als er mit der Waffe abwechselnd auf die beiden Gegner zielte. Stühle und andere Möbel zerbarsten krachend unter den beiden. Endlich löste sich einer der beiden und versuchte zu Davids Verwunderung die Treppe hinunterzulaufen. Doch sein Kontrahent hatte ihn bereits gepackt und stemmte ihn, einen unmenschlichen Schrei ausstoßend, mit beiden Händen über den Kopf. Keine Sekunde später wurde ein Körper durch die Fensterscheibe der Sakristei geworfen. Das Klirren der Fenster verstummte im Todesschrei des in die Tiefe stürzenden Verlierers.

Regungslos stand David da, als der dumpfe Aufschlag den Schrei abrupt beendete. Er blickte auf die verbliebene Gestalt, die sich ihm näherte. „Ich werde schießen“, drohte David und bemerkte resignierend, dass das Zittern in seiner Stimme ihm keine Glaubwürdigkeit verlieh.

„Ich würde es vorziehen, wenn Sie stattdessen Ihren Kopf benutzen“, vernahm er, als mit einem Mal die gesamte Spannung von ihm abfiel.

„Hiob!“, schrie er euphorisch.

Hiob kam näher und reichte ihm eine Taschenlampe.

„Sie können sich später bedanken“, empfahl er kühl, „wir müssen hier weg. Sofort!“

David bemerkte einen dunklen Fleck auf Hiobs Hemd, der rasch größer wurde. „Sie bluten!“

„Ich weiß“, entgegnete Hiob. „Aber hier geht es nicht um mich.“ Er drängte David die Stufen hinunter und zum Ausgang der Kapelle, wo Alon auf ihn wartete.

„Sieht so aus, als wären wir wieder unter uns“, äußerte sich Alon, als er den Blick von

seinem Satellitentransponder zu David gleiten ließ. „Ich würde sagen, du fährst jetzt zurück ins Hotel“, schlug er dann vor. „Wir sehen uns in London.“ Noch bevor David antworten konnte, waren Alon und Hiob bereits in der Dunkelheit verschwunden.

David lief, so schnell es seine weichen Knie zuließen, zurück zum Auto. Auf dem Weg ins Hotel versuchte er die Erlebnisse der letzten Stunden zu verarbeiten. Was immer er Natascha über den Zustand seiner an der Mauer gescheiterten Hose erzählen würde, konnte nicht die Wahrheit sein.

Die Sonne stand schon tief, als der Range Rover schwerfällig über die staubige Straße Richtung Süden fuhr. Diese Ecke Jordaniens hatte seit vielen Jahren keine Bewohner mehr. Abseits der vom Sand stellenweise zugewehten Straße wartete nur die Wüste. Einige wenige, kaum grüne Sträucher teilten das seltene Privileg des verbliebenen Wassers unter sich auf. Andere, völlig verdorrte Büsche erinnerten daran, wie vergänglich das Leben in der Wüste war, wenn das Wasser verschwand.

„Was machst du mit deinem Anteil?“, fragte der junge Mann hinter dem Steuer.

„Nun, zunächst werde ich meinen Wagen auftanken, sobald wir zurück in der Stadt sind, wenn dann noch was übrig ist, lade ich dich zum Essen ein“, meinte seine Begleiterin lachend.

Der junge Mann grinste. „Ich hoffe doch, dass wir uns dafür mehr leisten können“, bemerkte er und hielt ein sehr altes, in schwarzes Leder gebundenes Buch hoch. „Es wird mir ewig unverständlich bleiben, wie jemand für alte Bücher soviel Geld ausgeben kann, wo es DVD-Player für unter 50 Dollar gibt.“

„Zum Glück teilen nicht alle Menschen deine Einstellung zu Kulturschätzen“, erwiderte die Frau neben ihm.

„Nicht weit hinter diesem Hügel muss es sein, Ali“, sagte sie zu ihm und deutete auf die Gesteinsformation auf der linken Seite. Ali steckte das Buch ein, als sie auf eine Anlage mit weißen, flachen Gebäuden zufuhren. Aus der Nähe war klar, dass diese einfach gemauerten Unterkünfte schon lange verlassen sein mussten. Der weiße Kalk, mit dem ihre früheren Bewohner die Fassaden gestrichen hatten, war nur noch an wenigen Stellen zu erkennen. Das kleine Wüstendorf schmiegte sich perfekt in die landschaftliche Trostlosigkeit der letzten 60 Kilometer.

Vor einem der größeren Häuser, das dem Dorf vermutlich als Lager gedient hatte, standen zwei armeefarbene Geländewagen. „Hier sind wir richtig“, bemerkte er und parkte den Wagen neben einer Reihe rostiger Ölfässer. Den Flecken im Sand nach zu urteilen, tropften aus einigen davon seit geraumer Zeit verschiedenste Flüssigkeiten.

Die beiden betraten eine Halle. Im Inneren türmten sich auf der rechten Seite unzählige Holzkisten, die teilweise schon zerfielen. Einige Stapel waren noch mit grauen Planen

abgedeckt. Die Fenster, die von außen zu erkennen gewesen waren, waren mit Holzkisten verstellt. Durch den Eingang und die großen Löcher im verrosteten Wellblechdach fiel jedoch genügend Licht. Am Ende der Halle standen zwei Männer um einen Tisch, an dessen kurzem Ende ein kleiner Mann saß, der genüsslich eine Zigarre rauchte.

Als er die beiden Neuankömmlinge erblickte, stand er auf und kam näher. „Chess, wie ich vermute?“, erkundigte sich der Zigarrenraucher mit starkem ägyptischem Akzent und blickte Ali in die Augen.

„Ich bin Chess“, entgegnete die Frau und zog die Aufmerksamkeit des übergewichtigen, knapp einen Meter sechzig großen, dunkelhäutigen Mannes auf sich.

„Unmöglich“, widersprach er ungläubig und musterte Chess ausführlich. Die Mundwinkel hoben sich, als er den Blick von ihren kniehohen, glänzend schwarzen Stiefeln auf die eng anliegende schwarze Hose gleiten ließ, die ihre Figur vorzüglich betonte. Die Taille zierte ein breiter schwarzer Ledergürtel mit silberner Schnalle. Unter der offen getragenen schwarzen Lederjacke ließ ihn eine leicht geöffnete weiße Bluse einiges vermuten. „Andererseits, warum nicht“, lachte er lauthals. „Ich mag Frauen mit Potenzial“, sagte er, den Blick noch immer auf ihre Brust fixiert.

Und mir wird gleich schlecht, wenn ich dieses fette Pickelgesicht noch länger sehen muss, dachte Chess. Er war in der Tat kein erwähnenswerter Anblick. Während die letzten dunklen Haare seiner weit fortgeschrittenen Glatze wichen, schien er andererseits Mühe zu haben, seine Nasenhaare am Herauswachsen zu hindern.

„Eigentlich sind wir deshalb hier“, beendete Ali die Begrüßung, als er das schwarze Lederbuch aus seiner Jacke holen wollte.

Blitzschnell hatten die beiden Männer am Tisch ihre Kalaschnikows auf Ali gerichtet.

„Schön langsam“, verlangte der Ägypter nervös und forderte ihn auf, seine Hand vorsichtig aus der Tasche zu holen.

„40.000 Dollar in bar und es ist das Ihre“, argumentierte Chess und deutete Ali mit ihrem Kopfschütteln, das Buch in der Jacke zu belassen. Der Ägypter rief einem seiner Männer am Tisch etwas zu, der ihm sogleich einen silbernen Koffer brachte.

Chess versuchte den Ägypter, der immer noch unmittelbar vor ihr stand, einzuschätzen. Er musste bereits über 50 sein, und augenscheinlich verdiente er sehr gut mit dem Handel von Antiquitäten. Für die Wüste war er mit seinem fein vernähten Maßanzug und den italienischen Lederschuhen nicht annähernd passend gekleidet. Die vermutlich aus Kalbsleder hergestellten braunen Handschuhe passten wie eine zweite Haut. Sie bildeten jede noch so kleine Bewegung seiner Finger an der matten Lederoberfläche ab.

Ali nahm den Koffer und legte ihn auf eine Holzkiste. „Die Kombination?“, fragte er den Ägypter, als er feststellte, dass sich die beiden Öffnungshebel nicht bewegen ließen.

„Ist eingestellt“, antwortete der Ägypter. „Das klemmt nur.“ Ali riss sich den Nagel des linken Daumens ein, als unter Einwirkung von viel Gewalt schließlich beide Schlösser aufsprangen.

„Jetzt mein Buch“, forderte der Ägypter und streckte Ali fordernd die Hand entgegen. Chess nickte. Aufgeregt blätterte er das Buch durch. Chess beobachtete, wie er einzelne Seiten genauer betrachtete.

„Lass uns gehen, Chess“, röchelte Ali mit hustender Stimme.

„Das war wirklich gute Arbeit. Schade, dass ich für Ihren Begleiter keine Verwendung mehr habe“, erklärte der Ägypter und veranlasste damit Chess, ihren Blick auf Ali zu richten, der mit einem Mal hustend in die Knie ging.

„Was ist mit dir?“, beugte sich Chess zu ihm.

„Sie können ihm nicht mehr helfen“, bemerkte der Ägypter mit einem kühlen Kopfschütteln.

„Wenn der Wirkstoff erst einmal mit der Haut in Berührung gekommen ist...“, er deutete auf das Schloss des Geldkoffers.

„Was haben Sie getan?“, schrie Chess ihn an. Ali begann sich auf dem Boden zu krümmen und sein Husten brachte blutigen Schleim hervor.

„Faszinierend, die Biowaffen der Amerikaner, nicht wahr?“, lächelnd machte er einen tiefen Zug von seiner Zigarre.

Einer seiner Männer begann mit Handschuhen, das Geld aus dem Koffer zu nehmen und in einen Plastiksack zu stecken.

Ali röchelte zu seinen Füßen und verfiel in krampfähnliche Zuckungen.

„Tun Sie was!“, schrie Chess ihn an. „Sofort“, und wollte ihre Waffe ziehen. Der Ägypter schüttelte teilnahmslos den Kopf und Chess spürte, wie sich der Lauf einer Pistole so heftig zwischen ihre Schultern bohrte, dass ihre Brust davon nach vorne gedrückt wurde.

„Sie haben ja noch mehr davon“, begeisterte sich die Fratze des Ägypters, der mit seiner Hand nach ihrer Brust greifen wollte.

„Ich verspreche, ich mache was Sie wollen, aber bitte helfen Sie ihm“, flehte Chess ihn an. Der Ägypter blickte Chess zum ersten Mal in die Augen, und sie erkannte seine Gier nach ihrem Fleisch und den Wahnsinn, der tief in seinen dunklen grauen Augen loderte.

„Wie leicht man doch das Herz einer Frau gewinnen kann.“

Chess versuchte seinem Blick auszuweichen und seine Aufmerksamkeit damit auf Ali zu lenken, aus dessen Augenhöhlen Blut zu treten begann und dessen Husten immer leiser wurde. „Helfen Sie ihm - bitte.“

Der Ägypter gab einem der Männer ein Zeichen, der daraufhin einen Kanister öffnete und eine durchsichtige Flüssigkeit über Ali schüttete. „Ich hoffe, Sie halten Ihr Versprechen“, grinste der Ägypter, als der zweite Mann seine Waffe hob und einen gezielten Schuss auf Alis Kopf abfeuerte.

„Nein!“, schrie Chess. Doch die Kugel hatte das Benzin bereits entzündet. In den Tränen ihrer Augen spiegelte sich eine Stichflamme, die Ali einhüllte.

Sie spürte, wie ihre Glieder schwer wurden und ein tiefer kalter Schmerz ihren Körper durchlief. In diesem Moment starb jener Teil von ihr, der in den Flammen verbrannte, die aus dem leblosen Körper ihres jüngeren Bruders loderten. Sie wollte das Leid

herausschreien, das auch sie zu verbrennen schien, doch ihre Lippen versagten. Wortlos startete sie in die Flammen, die immer höher loderten. Sie bemerkte die Hände nicht mehr, die ihren Körper nach Waffen abtasteten und ihre Pistole an sich nahmen.

„Los, weg hier!“, rief der Ägypter seinen Männern zu und zerrte Chess am Arm hinter sich her. Chess versuchte die aufkommende Leere mit einer Erinnerung an das Lächeln ihres Bruders zu füllen, das sie so an ihm mochte. Ihre Emotionen schienen sie bereits zu überwältigen, als ihre Gedanken mit einem Mal klar wurden. Ihr eigener Überlebenswille hatte begonnen, sie dazu zu zwingen, sich nicht länger der vermeintlichen Ausweglosigkeit der Situation auszuliefern. Die Trauer um ihren Bruder wich der Realität ihres eigenen Schicksals.

Das Feuer in der Halle griff schnell auf die Holzkisten über und binnen kurzer Zeit würde die ganze Halle in Flammen stehen. Chess sah ihre einzige Chance darin, zu ihrem Wagen zu gelangen.

„Du fährst ihren Wagen“, wies der Ägypter einen seiner Männer an, als sie die Halle verließen. Er forderte Chess auf, ihm den Schlüssel zu geben. „Der alte Rover bringt uns sicher noch ein paar tausend Dollar extra.“ Geistesgegenwärtig deutete Chess in die Flammen. „Ali hatte den Schlüssel.“

Die drei anderen Männer hatten bereits den ersten Wagen bestiegen und warteten im Fahrzeug. Der Ägypter befahl dem letzten verbliebenen Mann zurück in die Halle zu gehen und den Schlüssel zu bringen. Dieser schüttelte sichtlich irritiert den Kopf. „Geh!“, schrie ihn der Ägypter an. Der Mann zögerte immer noch. Der Ägypter zog seine Waffe und zielte auf seinen Kopf. „Ich werde mich nicht wiederholen.“ Widerwillig drehte er sich um und lief zurück, um von der Leiche den Schlüssel zu holen.

„Heute noch!“, rief er ihm nach. „Wenn die Flammen den Schlüssel zerstören, zieh ich dir den Wagen von deinem Anteil ab.“ Er wusste, dass keine Zeit mehr war, den Wagen, der neben den tropfenden Blechfässern parkte, ohne Schlüssel schnell genug von der Halle wegzubringen.

Die Männer konnten nicht ahnen, wie viel Geld der Wagen von Chess bringen würde. Der Rover stammte aus dem Besitz eines hohen jordanischen Regierungsbeamten. Der Ägypter drehte sich zur Halle, um zu sehen, wo sein Mann mit dem Schlüssel blieb. Chess nutzte diesen Moment der Unaufmerksamkeit und schlug dem Ägypter mit voller Kraft den Ellenbogen in den Rücken. Sie griff in die Hosentasche, wo sie die Fernbedienung des Wagens ertastete und drückte auf den Knopf. Die schweren hydraulischen Türen des Rovers öffneten sich blitzschnell von selbst, während der Motor startete. Mit einem beherzten Sprung hechtete Chess in ihr Fahrzeug und drückte die Paniktaste, mit der sich die Türen sofort wieder verriegelten.

Der Ägypter stand auf und klopfte sich den Staub von seinem Anzug, während einer der Männer aus dem Auto ihm zu Hilfe eilte. Chess kletterte hinter das Lenkrad und stellte den Gangwahlhebel auf D. „Steigen Sie aus - sofort!“, schrie der Mann neben dem Ägypter und

richtete seine Kalaschnikow auf Chess. *Jetzt wird sich zeigen, ob der Wagen sein Geld wert ist*, dachte Chess und drückte das Gaspedal durch. Der Motor heulte auf und aus den Radkästen prasselten Steine und Geröll auf die Mauer der Halle, ehe sich der Rover langsam in Bewegung setzte. „Stoppt sie!“, schrie der Ägypter zu den wartenden Männern im Auto und begab sich selbst hinter das Steuer des Wagens.

Die Männer stellten sich mit vorgehaltenen Waffen Chess' Rover in den Weg, der langsam an Fahrt gewann. „Wenn ihr es so haben wollt!“, brüllte Chess und hielt auf die Männer zu. Einer der Männer begann, auf den Wagen zu feuern. Chess sah die Kugeln auf sich zukommen, die wie schwerer Hagel auf die gepanzerte Scheibe prasselten. Zwei der Männer sprangen zunächst noch zur Seite, während der Körper des dritten mit einem dumpfen Schlag auf die Motorhaube des Rovers geschleudert wurde.

Chess hätte diesen Vorteil nutzen können, um sich in Sicherheit zu bringen, aber sie wollte die Mörder ihres Bruders nicht ungeschoren davonkommen lassen. Nur von Hass getrieben trat sie mit beiden Beinen auf die Bremse und legte den Rückwärtsgang ein, um gleich darauf wieder das Gaspedal durchzutreten. Der leblose Körper rutschte von ihrer Motorhaube und verschmierte dabei großflächig das Blut, das bereits ausgetreten war. Chess spürte, wie die Räder des tonnenschweren Fahrzeugs gegen etwas Festes fuhren, um es gleich darauf zu erfassen und unter sich zu zerquetschen. Die Stille der Wüste wurde abgelöst von einer bizarren Sonate aus Motorengeheul, Schüssen und dem Schreien verstümmelter Körper.

Während Chess noch einmal über die am Boden liegenden Überreste der Peiniger fuhr, steuerte der Ägypter seinen Jeep mit hoher Geschwindigkeit in die Seite des Rovers. Mit einem lauten Krachen traf er die Fahrertür und versetzte Chess' Wagen um einen guten Meter zur Seite. Der Wagen des Ägypters hatte dabei so großen Schaden genommen, dass der Vorbau keine fahrzeugähnliche Struktur mehr erkennen ließ. Der Ägypter lag regungslos hinter dem Lenkrad und seine Haare färbten sich rot. Chess setzte den Wagen zurück Richtung Halle, um Schwung zu holen.

Als sie kurz vor der Halle abbremste, um den Vorwärtsgang einzulegen, sah sie im Rückspiegel einen Mann aus der Halle kommen, die sich in eine Flammenhöhle verwandelt hatte.

Sein rechter Oberkörper war schwer verbrannt. Nur unter großen Schmerzen war es ihm möglich, seine Kalaschnikow auf den Rover zu richten. Mit einem lauten markerschütternden Schrei feuerte er sein Magazin gegen den Wagen, an dem die Kugeln so leicht abprallten, als hätten sie Kinder mit der Hand darauf geworfen.

Chess sah den Mann mit einem leeren Blick an und verspürte für einen kurzen Moment so etwas wie Mitleid mit dem armen Teufel, dessen rechter Arm nur noch wie ein Stück verbranntes Fleisch an seiner Schulter baumelte. In diesem Augenblick musste ein Querschläger eines der Ölfässer getroffen haben. Wie in Zeitlupe erlebte Chess den Feuerball, der seinen Körper erfasste und ihm zunächst nur den verkohlten Arm abriss. Den

Bruchteil einer Sekunde später wurde der restliche Körper von der vollen Wucht der Druckwelle erreicht, der auch der fast fünf Tonnen schwere Rover nur wenig entgegenzusetzen hatte. Die Wucht der Explosion schleuderte den Wagen in die Luft. Eine Wolke aus Staub und Rauch nahm Chess die Sicht. Einige Meter weiter fiel der Wagen wie ein Stein laut krachend zu Boden und ließ das umliegende Erdreich in hohem Bogen wegfliegen.

Als Chess das Bewusstsein wiedererlangte, spürte sie, wie warm ihre Hand sich anfühlte. Ein Riss in ihrer Schulter ließ das Blut über ihren Arm auf ihre Finger rinnen. Sie war beim Aufprall offensichtlich schwer mit dem Fensterrahmen kollidiert. Chess suchte nach dem Verbandskasten unter ihrem Sitz, während sie von ihrem Körper zunehmend Rückmeldungen darüber erhielt, wo dieser noch benötigt wurde. *Ich denke, die Schnittwunde werde ich auch ohne Arzt überleben, wenn die Blutung erst gestillt ist. Der Rest sind ohnehin nur Kratzer und blaue Flecken.*

Nachdem sie die größten Wunden versorgt hatte, versuchte sie sich einen Überblick über die Situation außerhalb ihrer Festung zu verschaffen. Die Scheiben waren stark verschmutzt und schwer beschädigt, sodass es kaum möglich war, etwas zu erkennen. Es war aber ruhig genug, um den Ausstieg zu wagen. Keiner der Fensterhebermotoren war noch in der Lage, die völlig zersprungenen, aber noch immer haltenden Scheiben zu bewegen. Chess versuchte, ihre Tür zu öffnen, die extrem nach außen gewölbt war. Die Türverriegelung machte zwar ein Geräusch, aber keine Anstalten, das Schloss freizugeben. Auch bei den anderen Türen hatte sie kein Glück. Sie griff zum Hörer des Satellitentelefon und legte ihn kurz darauf enttäuscht zurück. Das Display an der Unterseite des Hörers war zerbrochen und einige Kabel hingen heraus. *Damit kann ich keine Hilfe mehr holen.*

Chess war sich sicher, dass außer ihr niemand überlebt haben konnte bei einer Explosion, die in der Lage war, den Rover so zuzurichten. Der Vorbesitzer des Wagens hatte ihn mit einer B7-Panzerung bestellt, die selbst den Beschuss mit einzelnen Granaten überstehen konnte. Chess erinnerte sich an die abschließenden Worte des Vorbesitzers, als er ihr den Wagen übergab. „Wenn das Fahrzeug einmal so zerstört ist, dass Sie es nicht mehr über die regulären Ausstiege verlassen können, dann bleibt Ihnen nur noch eins zu tun.“ Chess erinnerte sich auch an den roten Schalter in der Mittelkonsole, den ihr der Mann damals gezeigt hatte. „Ich hoffe, Sie werden ihn nie brauchen.“

Sie öffnete die Mittelkonsole und blickte auf die zwei Knöpfe, der rechte betätigte den Feuerlöscher unter dem Rover. *Kann nicht schaden*, fand sie und hörte für einige Sekunden das Gas unter dem Fahrzeugboden ausströmen. *Und jetzt raus hier*. Ihre blutverschmierte Hand drückte den roten Knopf. Sie presste die Augenlider zusammen und wartete - nichts. „Verdammt!“, fluchte sie. Da hörte sie ein Piepsen, das immer schneller wurde, an den Türen begannen rote Lämpchen im Takt des Piepsens ebenfalls immer schneller zu blinken. Sie begab sich sofort in die Mitte des Wagens, um möglichst weit von allen Türen entfernt zu sein. In diesem Moment sprengten mehrere gezielte Explosionen fast gleichzeitig die

Türen aus dem Rover.

Chess stieg aus dem Wagen und glaubte, ihren Augen nicht zu trauen. Der verkohlte Haufen Schrott, aus dem sie geklettert war, hatte keine Ähnlichkeit mehr mit ihrem geliebten Auto.

Vorsichtig begann sie die Umgebung abzusuchen. Vereinzelt brannten noch kleinere Stücke, die die Explosion in großem Bogen verteilt hatte. Das Blechdach der Halle war eingestürzt und ein erheblicher Teil der Wand, vor der die Fässer gestanden hatten, war nicht mehr da. Sie beschloss später mit Hilfe wiederzukommen, um die Überreste ihres Bruders zu bergen. In den Trümmern vor der Lagerhalle entdeckte sie zahlreiche verbrannte menschliche Gliedmaßen, deren Gestank sich mit dem beißenden Brandgeruch mischte, der in der Luft lag. Sie fand eine Pistole, die offenbar noch funktionsfähig war und steckte sie ein. Einer der Geländewagen war komplett ausgebrannt und nur dort, wo einmal das Armaturenbrett gewesen sein musste, dampfte es noch ein wenig.

Chess ging zum Wrack des zweiten Wagens, den sie hatte rammen wollen, bevor die Explosion sie erfasst hatte. Er war nur knapp außerhalb der Reichweite der Explosion geblieben. Seine Frontscheibe war zwar noch in einem Stück, aber überzogen von kleineren Einschlägen brennender Teile, die darauf herunter geregnet waren. Chess öffnete mit der Waffe in der Hand die Tür und erschrak. Das Fahrzeug war leer. Auf dem Beifahrersitz lag ein geöffneter Verbandskasten. Dort, wo offensichtlich einmal das Funkgerät gewesen war, standen abgerissene Drähte aus einem Loch. Auf dem Lenkrad und dem Armaturenbrett trocknete Blut, doch von dem Ägypter fehlte jede Spur. Chess sah sich im Fahrzeug genauer um und fand unter dem Sitz einige lose Blätter. Bei näherer Betrachtung war sie sich sicher, Seiten des schwarzen Buchs gefunden zu haben. Sie mussten wohl herausgefallen sein, bevor der Ägypter sich mit dem Buch und ihrem Geld aus dem Staub gemacht hatte.

Chess blickte sich besorgt um. Irgendwo da draußen in der Wüste war der Mörder ihres Bruders. Dem Blut im Fahrzeug nach zu urteilen war er verletzt, doch offensichtlich noch kräftig genug, um in die Wüste laufen zu können.

Wie lange war sie wohl ohnmächtig gewesen, und wie viel Vorsprung würde er haben? Sie konnte die Zeit nur grob einschätzen und vermutete, dass er an die 20 Minuten vor ihr losgegangen sein musste. Aber sie wusste nicht in welche Richtung. Wie sollte sie ihn finden, und was, wenn sie ihn gefunden hatte?

Chess fühlte, wie die Trauer um ihren Bruder wieder stärker wurde, als die Last der Anspannung von ihr abfiel. Einsamkeit bemächtigte sich ihrer Gedanken. Eine Träne rollte langsam über ihre Wange. Chess setzte sich in den Sand und begann zu weinen.

Amman, die Hauptstadt Jordaniens, bot ihren Touristen optisch nicht viel. Bei Nacht waren

die Bausünden der Stadt mit ihrer mehr als einer Million Einwohnern ein weit besserer Anblick als bei Tag. Die dicht gedrängten Plattenbauten ließen sich auch nicht durch die großzügigen Parks entschuldigen, die man um die wenigen prunkvollen Hotels angelegt hatte. Kaum jemand konnte sich leisten, auch für westliche Augen ansehnliche Häuser in wenig bebauter Grünlage aufstellen zu lassen.

In der großen Villa eines Regierungsbeamten klingelte das Telefon. „Es ist dein Büro, Schatz“, informierte eine Frauenstimme beim Blick auf die Nummer auf dem Display. Die Frau hielt ihrem Gatten den Hörer entgegen.

„Hallo“, meldete sich dieser und lauschte der Männerstimme am anderen Ende der Leitung.

„Es geht um die Satellitenregistrierung Ihres alten Wagens“, erklärte die Stimme.

„Was ist damit?“, fragte der Mann verwundert.

„Wir haben ein Signal“, setzte die Stimme die Erklärung fort. „Der GPS-Sender wurde vor etwa zehn Minuten aktiviert. Unserer Anzeige zufolge ist es ein automatisches Signal, das vom System gestartet wurde, nachdem jemand die Türen herausgesprengt hat. Das Fahrzeug befindet sich fernab jeder Zivilisation mitten in der Wüste. Wir haben selbstverständlich sofort versucht, Kontakt mit dem Fahrer herzustellen, aber das Satellitentelefon scheint nicht aktiv zu sein.“

„Chess!“, rief der Mann.

„Chess?“, fragte die Stimme verwundert.

„Das erkläre ich Ihnen später. Schicken Sie sofort eines unserer Bergungsteams. Sie sollen nach einer westlich aussehenden, etwa 35-jährigen Frau suchen, sie ist wahrscheinlich in Begleitung ihres jüngeren Bruders, beide sind Palästinenser.“

Seine Frau bemerkte die Besorgnis in seiner Stimme.

„Halten Sie mich auf dem Laufenden, was die Suche betrifft.“

„Chess?“, fragte seine Frau, als er den Hörer aufgelegt hatte und erinnerte sich, den Namen schon gehört zu haben.

„Unser Nachrichtendienst hat ein automatisches Notsignal von meinem alten Rover aufgefangen. Das Fahrzeug ist noch immer bei uns in der Datenbank registriert, und weil sie im Auto niemanden erreichen konnten, haben sie hier angerufen.“

„Du meinst den Wagen, den diese nette, gut aussehende Archäologin gekauft hat?“

„Ja Schatz, genau diese Archäologin steckt scheinbar in großen Schwierigkeiten.“

Seine Frau erinnerte sich an die freundliche junge Dame und ihren Bruder, die sie scherzend mit Indiana Jones verglichen hatte. Sie hatten sich einige Male getroffen, ehe Chess sich dann doch entschieden hatte, den ehemaligen Dienstwagen ihres Mannes zu kaufen.

Chess stand auf und trug die Dinge zusammen, die ihr noch nützlich schienen. Sie holte

eine mit Wasser gefüllte Flasche aus den Überresten des Rovers sowie etwas Dosenbrot, wie man es bei der Armee gern servierte. Aus dem Teil, der einmal das bullige Heck des Rovers gewesen war, nahm sie ein Schweizer Armeemesser, eine kleine Taschenlampe, einen Kompass und eine Leuchtpistole mit drei Patronen an sich.

Chess sah, wie die letzten schwachen Sonnenstrahlen am Horizont verblassten. Ihre einzige Chance war, die Wüste während der Nacht zu durchqueren, um möglichst wenig Flüssigkeit durch Schwitzen zu verlieren. Sie richtete ihren Blick auf den Kompass in ihrer Hand und machte sich auf den langen Weg Richtung Norden.

Sie orientierte sich zunächst an der Straße, auf der sie mit dem Rover gekommen waren. Die Sterne am abendlichen Wüstenhimmel boten gerade genügend Licht, um den Straßenverlauf auszuleuchten. Chess war klar, dass die Straße nicht den kürzesten Weg zurück bedeutete. Eine mehrere Kilometer lange, stufenförmige Felsformation zwang die Straße, ihrem scharf begrenzten Rand zu folgen. Unmittelbar neben der Fahrbahn ging es steil bergab.

Beim Herfahren hatte sie mehrmals über den etwa 20 Meter tiefen Abgrund auf die darunter liegende Straße geblickt. Er zwang Fahrzeuge dazu, diese Laune der Natur großräumig zu umfahren. *Das spart mir sicher zehn Kilometer*, überlegte sich Chess, als sie mit der Taschenlampe die Steilwand hinunter leuchtete. Nur ganz schwach zeichnete der Lichtkegel in der Tiefe des Abgrunds noch Umrisse herumliegender Steinbrocken ab. Sie suchte im Licht der Taschenlampe eine Stelle in der Steilwand, die ausreichend strukturiert war, um hinunterklettern zu können. Geduldig schritt sie Meter für Meter ab.

Sie entdeckte eine Stelle, die ihr für einen Abstieg geeignet erschien. Chess trat mit dem Absatz ihres Stiefels vorsichtig gegen einen Steinbrocken, der aus der Steilwand ragte. Als er sich nicht bewegte, trat sie fester darauf ein, um sicherzustellen, dass er ihr Gewicht tragen würde. Der Steinbrocken steckte in der Wand und rührte sich nicht. Vorsichtig begann sie in die felsige Wand einzusteigen. Unter ihren Füßen bröckelten zahlreiche kleinere Steine weg und fielen in die Tiefe. Chess testete mehrfach jeden Tritt, ehe sie ihr ganzes Gewicht darauf verlagerte. Sie hatte die Taschenlampe zwischen ihre Zähne geklemmt, um sich die möglichen Griffe besser ausleuchten zu können. Doch der helle Schein der Lampe unmittelbar vor ihrem Gesicht blendete sie und erschwerte den Abstieg zusätzlich.

Bei nahezu jedem Tritt vernahm sie das Geräusch von fallendem Geröll, das unter ihr in der Dunkelheit verschwand. Es war nicht schwer, sich auszurechnen, wie ein Absturz aus dieser Höhe enden würde. Meter für Meter durchkletterte sie die Wand und musste feststellen, dass sich deren Zusammensetzung veränderte. Je weiter sie kam, desto weniger Halt fand sie im zunehmend glatter werdenden felsigen Untergrund. *Von oben sah das aber nicht so weit aus*. Die vermeintliche Abkürzung wollte kein Ende nehmen. Sie blickte hinauf zur Kante der Felswand, um mit Hilfe des Mondlichts die zurückgelegte Strecke einschätzen zu können.

„Verdammt“, stieß sie erschrocken aus, als ihr rechter Fuß plötzlich den Halt verlor. Ein großer Stein hatte sich unter ihrem Gewicht aus der Felswand gelöst und schlug mit lautem Krachen einige Meter unter ihr auf. Einzelne kleinere Steine fielen ihm weit weniger spektakulär hinterher. Chess hatte alle Mühe, die linke Hand fester um jenen Stein zu krallen, der in diesem Moment fast ihr gesamtes Gewicht tragen musste. Ihren Oberkörper hatte sie instinktiv gegen den Fels gepresst, um den Absturz der Taschenlampe zu verhindern.

Nur mit Mühe gelang es Chess, wieder festen Halt mit dem Fuß zu ertasten. Mit äußerster Vorsicht bemühte sie sich, ihre Lage zu stabilisieren, ohne dabei die Taschenlampe zu verlieren, die sie mit ihrer Brust an den Fels drückte.

Das war verdammt eng, dachte Chess, als sie wieder einigermaßen sicher in der Wand stand. „Jetzt noch die Lampe.“ Langsam senkte sie den Kopf, ohne dabei ihren Oberkörper zu weit von der Wand zu entfernen. Der Spalt, der sich zwischen ihrem Oberkörper und dem Fels auftat, bot kaum genug Platz für ihren Kopf. *Komm schon*. Sie streckte ihren Nacken, um mit ihren Zähnen näher an das Licht zu gelangen. Ihre Finger schmerzten bereits unter der stetigen Einwirkung des scharfkantigen Felsen. Trotz aller Bemühungen sah sie keine Möglichkeit mehr, die Lampe mit den Zähnen noch zu erreichen. *Besser nur die Lampe als wir beide*. Chess gab mit ihrem Oberkörper die Lampe frei und sah den Lichtschein im gleichen Moment etwa drei Meter in die Tiefe fallen.

Angenehm überrascht von der geringen Resthöhe rief Chess in die Nacht hinaus: „Besser kontrolliert springen als unkontrolliert fallen.“ Sie stieß sich von der Felswand ab und wagte einen kühnen Sprung. Wie ein Flugzeug, das sich im Landeanflug an den Positionsleuchten des Flughafens orientierte, visierte Chess den Schein der am Boden liegenden Taschenlampe an. Sanfter als erwartet landete sie knapp zwanzig Zentimeter neben der Lampe.

Chess klopfte sich erleichtert den Staub ab und bückte sich zu der Taschenlampe neben ihr. Ohne richtig hinzusehen, griff sie danach. Erst als sie diese nicht zu ertasten vermochte, blickte sie zur Seite. Chess erstarrte wie vom Blitz getroffen. Ihre Hand verharrte regungslos neben der Lampe im Staub, wo ein Skorpion sie mit seinem aufgestellten Hinterleib anvisierte. Es war ein sandgelber, etwa acht Zentimeter langer Skorpion, der seinen dünnen Schwanz über den schwarzen Rücken nach vorne gebeugt hatte. Mit seinen weit geöffneten Scheren und dem Stachel zielte er auf Chess' Hand.

Sie starrte das Spinnentier an und versuchte jede Bewegung oder Erschütterung zu vermeiden. Auch das Tier rührte sich nicht und schien darauf zu warten, dass sie sich zuerst bewegen würde.

Sie verglich die Größe der Scheren mit der des Giftstachels. Jedes palästinensische Kind kannte den Spruch: „Mit kleinen Scheren, wird viel Gift er entleeren.“ Ihr war sofort klar, dass das Exemplar vor ihr mehr auf sein Gift als auf die Scheren vertraute. Sie erinnerte sich an ihren Bruder, als sie den Skorpion anstarrte.

Ali hatte früher Skorpione in Plastikdosen gehalten und seine Schwester wiederholt für sein ausgefallenes Hobby begeistern wollen. Er hatte vom Überlebenswillen und der Gefährlichkeit dieser Tiere geschwärmt, die auch den Kampf mit übermächtigen Gegnern nicht scheuten. *Skorpione sind unsere Brüder*, hatte er einmal zu Chess gesagt, *sie kämpfen im Staub der Vorfahren gegen ihre übermächtigen Feinde. Wegen ihrer Stärke und Zähigkeit hat Allah ihnen dieses Heilige Land zugedacht. Wie sie müssen auch wir stark sein und uns seines Vertrauens würdig erweisen*. Er hatte die Widerstandsfähigkeit der Skorpione mit dem Kampf der Palästinenser gegen die zionistischen Besatzer verglichen.

Chess, die oft Zeuge einer Skorpionfütterung war, kannte die Angriffstaktik des Skorpions genau. Er würde zuerst versuchen, seine Beute mit den Scheren zu packen, um dann sein Gift zu injizieren. Mit tödlicher Präzision traf der Stachel jedes Mal exakt in das von den Scheren umklammerte Ziel. Nur wenige Tiere waren in der Lage, den Stachel eines Skorpions rechtzeitig zu fassen und abzubeißen.

Völlig unvermittelt drehte sich der Skorpion mit einem Mal um. Chess zog sofort ihre Hand zurück und erkannte, wie der Skorpion mit seinen Scheren einen dicken schwarzen Käfer packte, der über den Sand lief. Nur einen Augenblick später knackte sein Panzer unter der Wucht, mit der ihm der Skorpion seinen Stachel hineinrammte.

Sie ergriff die Lampe und sprang auf. *Besser er, als ich!* Sie leuchtete mit der Taschenlampe den Weg aus. Chess musste knapp 100 Meter zurücklegen, um wieder auf die Straße zu gelangen.

Nachdem sie sich einen Schluck Wasser genehmigt hatte, setzte Chess ihren Weg Richtung Norden fort. Die breite, staubige Straße entfernte sich von der Felsformation und führte ins offene Gelände. Chess registrierte leichten Wind, der aus Nordost wehte. Die Nächte in der Wüste konnten unangenehm kühl werden, waren aber die bessere Alternative zu einer Durchquerung in der Gluthitze, die hier tagsüber herrschte.

Chess hatte errechnet, dass sie am frühen Vormittag die Siedlung erreichen müsste, durch die sie mit dem Rover gefahren waren. Auch wenn ihr eine kurze Rast gut getan hätte, so wollte sie angesichts der feindseligen Fauna dieser Wüste keine Minute länger bleiben als notwendig. Weit entfernt heulte einsam ein Wolf, der sie in ihrer Entscheidung bekräftigte.

Mit jedem quälenden Schritt wuchs ihr Hass auf den Ägypter. *Ob er die Wüste überlebt*, fragte sie sich, und dachte an die Skorpione, Wölfe und Hyänen, die diese Wüste bei Nacht bejagten. Mit seinen Verletzungen und der unpassenden Kleidung standen seine Chancen schlecht. *Was aber, wenn er über Funk Hilfe angefordert hat?*, schoss es ihr mit einem Mal durch den Kopf. Wenn er gar nicht so hilflos durch die Wüste irrte, wie sie dachte?

Während sie versuchte, diesen Gedanken zu verdrängen, nahm sie hinter sich ein weit entferntes Motorengeräusch wahr. Sie drehte sich um und sah einen Lichtpunkt, der rasch näher kam. Immer lauter wurde das Geräusch, das dem Straßenverlauf zu folgen schien. Chess erkannte einen Hubschrauber, der mit hellen Suchscheinwerfern die Straße ausleuchtete. Sie zögerte kurz, dann drehte sie die Taschenlampe ab und lief im rechten

Winkel von der Straße weg.

Es war kurz vor 20:00 Uhr, als der Wachmann des Imperial College auf seinem Rundgang beim Portier vorbeikam. „Hallo Steve, heute bist du wirklich nicht zu beneiden.“ Der Wachmann sah durch die Glastür nach draußen, wo heftiger Regen auf den Steinboden prasselte. „Wir können gern tauschen!“, rief er in Richtung Portierloge, als er die schwere Glastür öffnete und ihm der Regen entgegenschlug. Steve war es gewohnt, dem britischen Regen ohne Schirm zu trotzen.

Routiniert begann er seine Abendrunde. Er prüfte jeden Zugang genau nach den Vorgaben des Dekanats. Auch der heftige Regen konnte seinen Zeitplan nicht gefährden.

„Wirklich ein Schweinewetter“, murmelte er, als er den nächsten Kontrollpunkt seiner Runde ansteuerte. Der 90 Meter hohe Queens Tower stand etwas abseits vom Hauptgebäude. Früher war der Queens Tower förmlich von Studenten und Besuchern gestürmt worden. Seine exponierte Lage ermöglichte einen einzigartigen Rundblick über London.

Mit der Ablösung des alten Dekans wurde das Betreten des Turms untersagt. Der Wachdienst musste seither auch den Turmeingang zweimal täglich kontrollieren. Begründet hatte man die Entscheidung mit der Bauqualität des Turms, dessen Inneres von einer in die Jahre gekommenen Holzkonstruktion getragen wurde.

Steve war seit über zwanzig Jahren als Wachmann auf dem Campus tätig. Die Begründung für die Schließung des Turms schien ihm nicht nachvollziehbar. Steve hatte viele Dekane kommen und gehen sehen und längst aufgehört, deren Entscheidungen zu hinterfragen.

„Das hat mir noch gefehlt“, brummte er, als der Dauerregen begann, die Imprägnierung seiner Dienstjacke zu durchdringen. Steve sah auf seine Armbanduhr „Noch zwanzig Minuten, bis ich wieder im Trockenen bin“, seufzte er.

Steve war so damit beschäftigt gewesen, sich über das Wetter zu ärgern, dass er die Gestalt vor dem Turm erst jetzt bemerkte. Noch war er zu weit entfernt und der Regen zu stark, um Details zu erkennen.

„Hier ist Steve vom Wachdienst!“, schrie er in Richtung Turm.

Er erhielt keine Antwort. *Kein Wunder, dass mich bei dem Wetter keiner hört*, dachte er und lief zum Turm. Etwas außer Atem keuchte er: „Hier ist der Wachdienst, bitte geben Sie sich zu erkennen.“

Der etwa zwei Meter große dunkelhäutige Mann mit Vollbart drehte sich wortlos zu ihm um.

Steve leuchtete ihn mit der Taschenlampe an. „Wachdienst“, stellte er sich erneut vor. „Sagen Sie mir, wer Sie sind und was Sie hier machen.“ Der Bärtige, dessen gewaltiger Körper die gesamte Tür verdeckte, tat einen Schritt zur Seite. Steve konnte erkennen, dass

das Schloss der Tür beschädigt war.

„Sagen Sie mir sofort, was hier los ist“, herrschte er den Bärtigen an. Steve sah, wie der Regen über das vernarbte Gesicht des Mannes lief. Wieder erhielt er keine Antwort. Völlig teilnahmslos blieb der Mann stehen und richtete seinen Blick in die verregnete Nacht.

„Dieser Vandalismus wird Sie teuer zu stehen kommen.“ Steve griff nach seinem Funkgerät, um die Zentrale zu verständigen.

„Lassen Sie das!“, ließ ihn eine Stimme hinter sich aufschrecken. Noch ehe er Zeit fand, sich umzudrehen, verspürte er den Druck von nassem, kaltem Stahl an seiner Kehle. „Nicht bewegen“, befahl die Stimme mit arabischem Akzent.

Wir sind Wachleute, keine Filmhelden, schoss Steve der Leitsatz seines Chefs durch den Kopf. Er machte keine Anstalten, sich zu wehren. Nie zuvor hatte jemand sein Leben bedroht, der Job am Campus galt als einer der langweiligsten Arbeitsplätze unter den Wachdienstmitarbeitern.

Der Bärtige öffnete die Tür zum Turm, die mit einem gequälten Knarren den Weg freigab.

„Vorwärts“, wurde Steve angewiesen, dem Bärtigen ins Innere des Turms zu folgen.

Er hörte die Tür hinter sich ins Schloss fallen. Zielsicher schritt der Bärtige die Kellerstufen hinunter. Der Druck der Klinge an seinem Hals machte Steve klar, dass er folgen sollte.

Vorsichtig stieg Steve die Stufen hinab, ständig bemüht, das Messer nicht weiter an seine Kehle kommen zu lassen. *Das passiert alles nicht wirklich*, dachte er, *ich muss aufwachen*, versuchte er den Albtraum zu beenden.

Der Bärtige blieb vor einer schweren Eisentür stehen, die den Weg versperrte. Der Rost und die Spinnweben zeigten, dass sie seit vielen Jahren nicht mehr benutzt wurde.

„Aufmachen!“

Ein Stück entfernte sich das Messer von seinem Hals und gab Steve die Möglichkeit zu sprechen. „Ich... Ich habe keinen Schlüssel“, stotterte er verunsichert. „Nur der Dekan hat ihn.“

„Aufmachen!“, schrie die Stimme ungeduldig. Steve fühlte, wie aufsteigende Angst ihm die Kontrolle über seine Muskulatur nahm. Er begann am ganzen Körper zu zittern.

Der Bärtige drehte sich um und starrte ihn an. Noch nie hatte Steve eine solche Entschlossenheit in den Augen eines Menschen gesehen. *Der bringt mich um*, schoss es ihm durch den Kopf.

Steve geriet in Panik. „Ich habe wirklich keinen Schlüssel!“, schrie er verzweifelt.

„Sie...“ Steves Satz wurde von einem Gurgeln beendet. Er sah sein Blut an die Wand spritzen, ehe er den Schmerz der durchtrennten Kehle spürte. Seine Hände versuchten schützend den Hals zu umklammern, doch mit jedem Herzschlag quoll das Blut zwischen seinen Fingern hervor.

Steve sank in die Knie, „Wach auf!“, wollte er sich selbst noch zurufen.

Langsam begann der Druck seiner blutigen Hände nachzulassen. Er spürte, wie sein Herzschlag sich verlangsamte, als die Dunkelheit ihn einschloss.

„Idiot!“, fluchte der Mann mit dem arabischen Akzent und wischte das Messer an Steves Jacke ab.

„Brich sie auf!“, wies er den bärtigen Mann an, der daraufhin Steves Körper mit dem Fuß von der Tür wegtrat.

Ein modriger Geruch schlug den beiden entgegen, als die Tür nachgab. Die Wände und das Deckengewölbe des Treppenabgangs waren gemauert, an vielen Stellen tropfte Wasser auf die steinigen Stufen. Ein Geflecht aus Spinnennetzen schuf eine bizarre Szenerie. In einigen Netzen befanden sich von Pilzen mumifizierte Spinnen. Gespenstisch hingen ihre kalkweißen Körper von der Decke herab.

Der Mann mit dem arabischen Akzent blickte auf seine Uhr. „Wir müssen uns beeilen.“ Er deutete auf die Treppe, die weiter in die Tiefe führte.

„Danke“, sagte Alon und gab David das völlig durchnässte Handtuch zurück, mit dem er sich abgetrocknet hatte. „Wie kann man nur in eine Stadt ziehen, wo es ständig regnet.“

„Man gewöhnt sich daran“, meinte David und hielt Alon einen Pullover entgegen. „Der wird dir sicher passen.“ Alon bäugte den grauen Pullover mit dem gestickten Hasenlogo skeptisch.

„Danke David, ich weiß deine Hilfe zu schätzen. Und damit meine ich jetzt nicht nur den Pullover.“ Alon schlüpfte in den Pulli und streckte demonstrativ seine Brust mit dem aufgestickten Hasen heraus.

„Freut mich, dass ich helfen kann, auch wenn ich deine Personalentscheidungen heute noch weniger verstehe als damals“, bemerkte David schmunzelnd.

„Hiob ist in Ordnung“, verteidigte ihn Alon, „er mag eine kantige Persönlichkeit sein, aber er genießt mein volles Vertrauen.“

„Wo ist er überhaupt?“, fragte David.

„Wir sind vorsichtiger geworden seit Wien.“ Alon blickte nachdenklich zum Fenster. „Hiob hat vom Flughafen mit dem Taxi eine falsche Fährte gelegt, um mögliche Verfolger in die Irre zu führen. Ich selbst bin mit dem Zug nach London gefahren. Die letzten fünf Kilometer zu dir bin ich zu Fuß gegangen.“

„Spätestens beim Fußmarsch hätten die Verfolger dich entkommen lassen“, lachte David und hängte Alons völlig durchnässte Jacke zum Trocknen auf.

„Hast du keine Idee, wer euch in Wien aufgelauert hat?“

Alon verneinte. „Dunkle Haut, keine Ausweise, nicht registrierte Waffen aus russischen Armeebeständen. Israel hat viele Feinde im arabischen Raum.“ Alon kramte in seiner Hosentasche.

„Vielleicht wissen wir mehr, wenn wir den Code knacken“, mutmaßte er und legte einen USB-Stick auf den Tisch.

David begann die Daten des Sticks auf seine Festplatte zu laden, während sich Alon neben ihn setzte. David öffnete mehrere Programme. „Damit analysieren wir die Struktur der Nachricht.“ Gekonnt klickte er sich durch die Konfigurationsfenster.

„Die Nachricht ist aus mehreren Blöcken zusammengesetzt. Leider hat jeder Block sein eigenes Passwort.“

„Wie schnell kriegst du es hin?“

„Wir können nur einen Block nach dem anderen bearbeiten.“ Alon bemerkte, wie David angestrengt die Augenbrauen zusammenkniff.

„Möglicherweise sind die Informationen im ersten Block bereits veraltet, es könnte sich dabei um den Raub der Krone handeln. Wir würden dann nur unsere Zeit verschwenden.“

„Das macht Sinn“, bestätigte ihn Alon, „beginnen wir mit einem Block aus der Mitte. Vielleicht ist die Reihenfolge ja absichtlich vertauscht. Die Mitte ist immer eine gute Wahl.“

„Versuchen wir es mit einer Wortliste“, schlug David vor, „viele Menschen verwenden Orte oder vertraute Begriffe als Passwörter.“

Alon kommentierte Davids Vorschlag mit einem Achselzucken.

David beugte sich über die Tastatur und erklärte. „Eine Liste mit allen Wörtern eines Wörterbuchs. Mein Programm probiert jedes Wort der Liste als Passwort. Ich habe Wortlisten aller gängigen Sprachen. So können wir über eine Million Wörter ausprobieren.“ David klickte auf den Startknopf.

„Wie lange?“, fragte Alon ungeduldig.

„Fertig.“ David war sichtlich enttäuscht, dass seine Listen kein gültiges Passwort enthielten.

„Fertig?“ Alon war erstaunt.

„Ein guter PC probiert 90 Millionen Passwörter pro Sekunde. Die Wortlisten helfen uns hier leider nicht weiter.“

„Sieht so aus, als müssten wir es auf die brutale Methode versuchen“, grummelte David.

„Willst du ihn bedrohen?“, scherzte Alon. „Bei meinem PC hat das noch nie geholfen.“

„Nein, natürlich nicht“, grinste David. „Damit ist der mühsame Weg gemeint, alle denkbaren Kombinationen durchzuprobieren.“

„Das hört sich eher langweilig an.“ Alon stützte die Ellenbogen auf den Tisch und legte das Kinn auf seinen Handflächen ab.

„Wir können die Suche etwas einschränken“, versuchte David ihn für seine Arbeit zu begeistern. „Das Passwort hat nicht mehr als sieben Zeichen.“ *Hoffe ich.*

Alons Blick folgte einem Regentropfen, der an der Scheibe herunterlief.

„Der verkohlte Zettel ist in Englisch gehalten, was uns einen Anhaltspunkt für die verwendeten Zeichen bietet. Versuchen wir Groß- und Kleinbuchstaben kombiniert mit Ziffern von 0-9.“

„Wie lange?“, fragte Alon lapidar.

„Mit etwas Glück sofort, im schlechtesten Fall etwa sieben Stunden.“

Alon blickte zur Oberkante des Fensters und fixierte einen neuen Tropfen.

David wusste seit ihrer ersten Begegnung, dass Geduld keine von Alons Tugenden war. Beispiellos konnte er seine Langeweile publikumswirksam in Szene setzen. Nach nur zwei Tagen beim *Shabak* hatte jeder Kollege aus freien Stücken Alons Antrag auf Versetzung in den Außendienst zugestimmt.

„Wann kommt deine Frau?“, unterbrach Alon die Stille.

„Das wird spät werden, sie bereitet sich auf die Veröffentlichung ihrer Entdeckung vor. Im Moment verbringt sie jede freie Minute im Labor des Imperial College.“

„Was hat sie denn entdeckt?“

„Sie will die Holographie revolutionieren. Möglicherweise ist ihr das bereits gelungen. Aber selbst mir hat sie nicht mehr darüber erzählt.“

„Top Secret, verstehe“, gähnte Alon und hoffte darauf, endlich losschlagen zu können.

Goliath kam ins Zimmer gehoppelt und stellte sich auf die Hinterbeine. „Heute nicht, mein Riese“, blockte David seine Aufforderung zum Spaziergang. „Wir müssen uns die Zeit im Haus vertreiben.“ Er ging ins Vorzimmer und holte einen kleinen blauen Stoffball aus dem Schrank, den er Goliath zurollte.

Alon dachte an Hiob, dessen Taxifahrt durch London sicher mehr Abwechslung bot. Er starrte auf die Anzeige am Bildschirm, die die verbleibenden Passwort-Kombinationen herunterzählte. Noch war die Zahl viel zu lang, als dass Alon sie hätte benennen können. Sein Blick suchte einen neuen Tropfen.

„Passwort akzeptiert“, tönte eine Frauenstimme aus den Monitorlautsprechern. Alon schreckte auf und begann sofort, den entschlüsselten Block vom Bildschirm abzulesen: „18.08. 20:00 Imperial College London blaues Labor cH.“

David, der den Lautsprecher nicht gehört hatte, spielte noch immer mit Goliath im Vorzimmer. „20:12“ zeigte die Anzeige auf Alons Uhr, als er sich hastig den Text notierte.

„Wir müssen sofort los!“, schrie Alon aus vollem Hals und rannte ins Vorzimmer. Goliath erschrak und machte einen Satz auf die Seite. „Wo ist dein Autoschlüssel?“

„Der steckt im Wagen.“ David zeigte auf die Tür zur Garage.

„Ich fahre!“

Noch bevor David Zeit fand Fragen zu stellen, saß er bereits neben Alon im Auto.

„Ruf deine Frau an, das Imperial College ist das nächste Ziel“, er drückte David ein Handy und den Zettel mit dem entschlüsselten Textblock in die Hand. David hatte begriffen.

Aufgeregt tippte er Nataschas Nummer in Alons Handy, während sich der Volvo mit quietschenden Reifen aus der Garage bewegte.

„Sie hat ihr Telefon ausgeschaltet. Ich versuche die Labornummer.“ Davids Herz raste vor Sorge. Flüchtig las er den handgeschriebenen Zettel, während er auf das Läuten wartete.

Die Scheibenwischer liefen auf der höchsten Stufe, als Alon den Wagen viel zu schnell durch die enge Straße lenkte.

„Hier links“, er riss das Steuer kontrolliert herum und zwang den Volvo mit viel Gefühl um

die Kurve.

David kam die Zeit zwischen den Klingelzeichen wie eine Ewigkeit vor.

„Sie hebt nicht ab“, wollte David verzweifelt ausrufen, als sich eine dunkle Männerstimme meldete. „Imperial College Portierloge. Was kann ich für Sie tun?“

„Mein Name ist Wilder, ich muss sofort mit meiner Frau, Dr. Natascha Wilder, sprechen.“

„Das College hat bereits geschlossen, ich glaube nicht, dass Sie noch jemanden erreichen werden“, tönte die Stimme aus dem Hörer.

„Meine Frau arbeitet am Institut für Holographie, sie bleibt immer bis spät in die Nacht. Ich muss sie wirklich sofort sprechen, Durchwahl 233, es ist ein Notfall.“ Davids besorgte Stimme unterstrich seine Bitte.

„Ich werde Sie jetzt mit der gewünschten Nebenstelle verbinden.“

David hörte ein Klicken im Hörer, während der Portier versuchte, die Verbindung herzustellen.

„Vorsicht!“, schrie David, als sie einem roten Kleinwagen die Vorfahrt nahmen.

„Schon gesehen“, konterte Alon und wich dem Wagen mit einem gelungenen Bremschaken aus, um gleich darauf wieder voll ins Gas zu steigen.

„Hallo, Mr. Wilder?“

„Ja!“, schrie David erwartungsvoll in den Hörer.

„Es tut mir leid, aber die Leitung scheint gestört zu sein. Ich kann die gewünschte Nebenstelle nicht anwählen. Wahrscheinlich ein Kurzschluss, kein Wunder bei dem Unwetter.“

Alon folgte den Schildern Richtung Imperial College. Mit quer gestelltem Heck driftete der Wagen an der Chelsea Police Station vorbei.

„Mr. Wilder?“

David überlegte kurz. „Verständigen Sie bitte den Sicherheitsdienst. Das Labor wird gerade überfallen.“

„Wie meinen Sie das?“

„So wie ich es sage, ich habe keine Zeit für Erklärungen. Verständigen Sie sofort den Sicherheitsdienst!“, brüllte er ins Telefon.

„Das habe ich bereits versucht, während wir beide telefonieren, der Wachmann meldet sich nicht.“

„Dann rufen Sie endlich die Polizei!“

„Ich hoffe, das ist kein Scherz. Auch wenn Ihre Rufnummer unterdrückt ist, lässt sich der Anruf zurückverfolgen.“

Alon machte David auf das Blaulicht aufmerksam, das sie verfolgte.

„Wir bringen sie selbst mit!“, schrie David in den Hörer und legte auf.

„Da vorne rechts ist eine Abkürzung“, wies er Alon hin.

Das Wasser spritzte in hohem Bogen über den Gehsteig, als der Volvo die tiefe Lache durchraste.

Alon jagte den Wagen die Exhibition Road hoch. „Wir brauchen Hiob, drück’ die Kurzwahltaste drei“, wies er David an. Es fiel Alon schwer zu erkennen, wie viele Polizeifahrzeuge er bereits hinter sich versammelt hatte. „Wahrscheinlich haben sie nicht mehr Wagen“, brummte er und gab weiter Gas.

„Hiob, wir brauchen Sie sofort beim Imperial College“, antwortete David, als er Hiobs Stimme vernahm. Noch ehe Hiob etwas erwidern konnte, legte David auf. Er klammerte sich an dem Griff über der Tür fest, als Alon bereits den Eingang des College anvisierte. *Jetzt wäre ein guter Zeitpunkt zum Bremsen*, dachte David. Noch ehe er seinen Gedanken aussprechen konnte, hatte Alon auch schon die Handbremse gezogen.

Mit einer eindrucksvollen 180-Grad-Drehung baute der Wagen die hohe Geschwindigkeit ab. Dabei schob er eine riesige Wasserwand vor sich her, die Sekundenbruchteile später als mächtige Welle über den Stufen des College zusammenbrach.

„Wir sind da“, stellte Alon nüchtern fest, während David langsam seine Augen öffnete und begann, sich umzusehen.

Rings um ihn leuchtete Blaulicht, und mehrere Polizisten sprangen aus ihren Fahrzeugen. Dicht gefolgt von einer Gruppe Polizeiwagen hatte sich der Volvo genau vor dem Eingang zum Imperial College eingeschliffen.

„Das nächste Mal nehmen wir deinen Wagen“, merkte David an und wollte sich abgurten, als zwei Männer in Uniform bereits die Waffen auf ihn und Alon gerichtet hatten.

„Chief Inspector Scowcroft von Scotland Yard!“, rief einer der Männer und streckte seinen Ausweis gegen Alons Seitenscheibe. „Steigen Sie sofort aus dem Wagen.“

„Schön langsam, und lassen Sie Ihre Hände dort, wo ich sie sehen kann“, ergänzte der Beamte auf Davids Seite.

Qian betrat das Labor mit raschen Schritten. „Wie weit sind Sie mit der Arbeit für Mr. Shahid?“ Sein Gegenüber löste die verschränkten Hände und drehte sich überrascht um. „Ich fürchte, dass wir mit seiner Probe keinen Erfolg haben, Dr. Qian.“

Qian umrundete den Tisch und setzte sich neben seine Kollegin.

„Wir haben alle bekannten Verfahren angewandt. Selbst mit Enzymreinigern waren wir nicht in der Lage, Erbgut aus dem Metallgitter zu waschen.“

Qian betrachtete die zerschnittene Krone auf dem Labortisch und hob einen Splitter davon auf. „Konnten Sie denn gar keine Gene daraus gewinnen?“

Qians Kollegin verwies auf einen Ständer mit Probenröhrchen.

„Wir haben einige Hautschuppen gefunden, die uns mit Sicherheit DNA von Trägern der Krone liefern. Aber nichts davon entspricht auch nur ansatzweise der Datierung von Mr. Shahid.“

„Auch wenn die Jahrtausende die Gene im Nagel nicht zerstört haben, das Schmieden der

Krone hat uns jede Chance auf verwertbares Erbmaterial genommen.“

Qian legte den Splitter zurück. „Lassen Sie bitte die Reste der Krone zur Abholung vorbereiten. Mr. Shahid hat bereits angedeutet, dass er uns in Kürze eine weitere Probe liefern wird.“

Er sah den skeptischen Ausdruck im Antlitz seiner Kollegin. „Mr. Shahid hat mir versichert, dass die neue Probe unbehandelt in unser Jahrhundert gelangte. Die Chancen stehen also gut, dass Sie daraus verwertbare DNA extrahieren können.“

Qian stand auf und ging zur Labortür, als ihre Frage ihn aufhorchen ließ. „Wissen Sie, wie die Krone in Mr. Shahids Besitz gelangt ist?“

Qian hielt inne, seine Mundwinkel folgten schlagartig der Gravitation. Mit erhobener Stimme maßregelte er sie. „Ich habe Sie in dieses Forschungsteam genommen, weil Ihre Arbeit für Sie spricht. In Ihrem eigenen Interesse rate ich Ihnen, es dabei zu belassen.“ Eingeschüchtert senkte die junge Forscherin den Kopf, als Qian sichtlich verärgert verschwand.

„Sie hätten unsere Unterstützung auch auf dem Dienstweg anfordern können“, wies ihn Scowcroft zurecht, als er Alon den Ausweis zurückgab. „Folgen Sie mir ins Trockene, meine Herren.“ Er zeigte auf die Portierloge.

Einer von Scowcrofts Männern kam ihnen bereits entgegen. „Der Portier berichtet von einem vermissten Wachmann. Zu einem Labor gibt es derzeit keine Verbindung. Die einzige Tür ist mit einem Sicherheitsschloss verriegelt. Kamera und Telefonleitung zum Labor sind gestört. Ein Beamter ist bereits unterwegs, um Professor Woodberry abzuholen. Er verfügt über einen gültigen Zugangscod für die Labortür.“ Der Beamte holte kurz Luft. „Ich habe bereits Unterstützungseinheiten angefordert.“

„Gute Arbeit!“, kommentierte Scowcroft den Bericht. „Bringen Sie die Männer rund um das Gelände in Stellung. Niemand betritt oder verlässt den Campus ohne meine Zustimmung.“

Der Portier musterte die drei Männer, die sein spärlich eingerichtetes Büro betraten.

„Ich bin Chief Inspector Scowcroft, und das sind Mr. Kollek und Mr. Wilder“, begann Scowcroft sein Gespräch mit dem Portier.

„Wie ich Ihren Kollegen schon mitgeteilt habe, ist es im Moment leider nicht möglich, Kontakt zu dem Labor herzustellen. Wahrscheinlich hat das Gewitter...“ Alon fiel ihm ins Wort. „Wir haben berechtigten Grund zu der Annahme, dass bewaffnete Männer sich gegen 20:00 Uhr Zugang zum Labor verschafft haben.“

„Der Laborzugang ist videoüberwacht, so wie die Eingänge zum College. Ich habe nichts Auffälliges bemerkt. Die Kamera zum Labor muss erst während des Anrufs von Mr. Wilder ausgefallen sein.“

„Wie erhalte ich Zugriff auf die Videos der Überwachungskameras?“, wollte Scowcroft wissen.

„Gleich hier“, der Portier zeigte auf den Monitor im hinteren Teil der Portierloge. Er spulte das Band der Laborkamera zurück, bis der Zeitindex der Aufzeichnung bei 19:50 angelangt war. Der Bildschirm zeigte einen Gang, an dessen Ende eine Tür zu erkennen war.

„Ist das die Tür zum Labor meiner Frau?“, wollte David wissen. Seine Stimme klang besorgt.

Der Portier bestätigte Davids Frage mit einem Nicken.

„Spulen Sie ein wenig vor!“, wies Scowcroft ihn an.

Das Video der Kameraaufzeichnung unterschied sich kaum von einem Foto. Lediglich der chronologische Index in der rechten unteren Bildecke ließ das Verstreichen der Zeit erkennen.

„Stopp, das war zu weit.“ Alon hatte als Erster auf das veränderte Bild reagiert.

„Hier ist die Aufnahme bereits gestört“, kommentierte der Portier den Hinweis „*kein Signal*“, auf dem blauen Schirm.

„Das sehe ich selbst“, grummelte Scowcroft, „Lassen Sie die Stelle nochmals in Zeitlupe durchlaufen!“

„Was war das?“, Scowcroft konnte kaum fassen, was er gesehen hatte. Der Portier spulte erneut zurück und hielt die Wiedergabe an, als ein schwarz gekleideter bärtiger Mann ins Bild kam.

„Fahren Sie das Band ganz langsam weiter.“

Ein zweiter Mann war nur vage im Hintergrund zu erkennen. Der bärtige Mann hielt etwas, das wie eine kleine Schachtel aussah, in seinen Händen. Ein Lichtblitz trat aus der Schachtel und die Aufzeichnung endete.

„Hat jemand von Ihnen eine Erklärung für den Blitz?“

„Ein elektromagnetischer Impuls. Diesen Effekt hat man ursprünglich bei Atombombentests beobachtet. Der Impuls, der dem Lichtblitz der Bombe folgt, zerstört die Mikrochips.“ David betrachtete die Schachtel in der Hand des Mannes genauer. „Hier laden vermutlich Hochspannungskondensatoren eine Blitzeinheit auf. Der Impuls hat zweifellos ausgereicht, die umliegenden Leitungen und Verdrahtungen zu überlasten.“

„Sie meinen, die Elektronik der Kamera ist wegen des Lichtblitzes durchgebrannt?“

„Vereinfacht ausgedrückt, ja“, bestätigte David. „Wer immer das durchführt, braucht ausgezeichnetes Fachwissen und eine Menge Geld für die Umsetzung.“

„Können Sie den Mann im Hintergrund mehr ins Bild bringen?“, fragte Alon.

„Besser geht es leider nicht“, meinte der Portier, nachdem er den Bildausschnitt vergrößert hatte.

„Kennen Sie den Mann?“, wollte Scowcroft von Alon wissen.

„Ich bin mir nicht sicher. Es ist sehr dunkel, und die Aufnahme ist kein Ruhmesstück der Videotechnik. Es scheint mir aber wahrscheinlich, dass es sich bei dem Mann im

Hintergrund um einen von Shahids Männern handelt.“

„Mustafa Shahid?“ Scowcrofts Interesse war mehr als geweckt.

„Ja, die schlimmste Söldnerseele, die jemals vom Mossad gejagt wurde.“

„Nicht nur vom Mossad.“ Scowcroft nahm sein Funkgerät und gab den Polizisten neue Instruktionen. „Ich wiederhole, gehen Sie mit äußerster Vorsicht vor. Die gesuchten Männer werden nicht zögern, von der Schusswaffe Gebrauch zu machen. Stoppen Sie jeden, der sich Ihren Aufforderungen widersetzt, nach eigenem Ermessen.“

„Natascha ist noch im Labor!“, rief David, der Scowcrofts Befehl mit Entsetzen verfolgt hatte.

„Ich versichere Ihnen, dass wir alles tun werden, um Ihre Frau zu retten, wenn sie noch lebt.“

David sah ihn fassungslos an. „Wenn sie noch lebt?“

„Wir müssen bei Shahid mit dem Schlimmsten rechnen. Lebend wird ihn niemand erwischen, das hat er mehr als einmal klar gemacht.“

Alon legte seinen Arm um Davids Schulter. „Es tut mir leid, dass es so gekommen ist, David. Shahid ist einer der meistgesuchten Männer. Auf sein Konto gehen unzählige Morde. Dieser Mann ist so gewissenlos und sadistisch, dass selbst die Hamas ihn aus ihren Reihen verstoßen hat.“

„Seither bietet er sein mörderisches Handwerk dem Meistbietenden an. Es gibt keinen Geheimdienst, der diesen Mann nicht tot sehen will. Das weltweit auf ihn ausgesetzte Kopfgeld würde ausreichen, um sich in Afrika einen Königsthron zu kaufen“, setzte Scowcroft fort.

„Sie müssen Natascha da rausholen“, insistierte David.

„Ich fürchte, das wird nicht so einfach sein. Bisher wissen wir noch nicht einmal, wie wir Zutritt zum Labor bekommen.“

„Vielleicht kann ich Ihnen weiterhelfen, meine Herren.“ Ein etwa sechzig Jahre alter, weißhaariger Mann stand in der Tür. Seinem gepflegten Äußeren nach zu urteilen, konnte er nicht der vermisste Wachmann sein. „Professor Woodberry!“, rief David. „Bitte helfen Sie uns, in das Labor zu gelangen. Natascha wird dort festgehalten.“

„Die Polizei hat mich bereits informiert. Aber ich versichere Ihnen, dass es niemandem möglich ist, das Labor zu betreten, der nicht dazu berechtigt ist. Auch wenn derzeit kein Kontakt zu dem Labor möglich ist, so ist das kein Grund zur Besorgnis. Bitte folgen Sie mir.“

Gesichert von vier Polizeibeamten führte Woodberry die drei Männer durch den Campus.

„Haben Sie eine Vorstellung davon, was eine international gesuchte Mörderbande motivieren könnte, hier einzudringen?“, wollte Scowcroft von Woodberry wissen, als er ihm ins Untergeschoss folgte.

„Unsere außeruniversitären Forschungsprogramme sind streng geheim. Ich garantiere Ihnen, dass es sich um ein Missverständnis handelt, niemand hat Zugang zu unseren Daten. „Hier

entlang, bitte“, er deutete auf den Gang, den David bereits vom Video kannte.
„Das ist eine einfache Tür“, bemerkte Alon, als sie sich näherten.
„Das ist nicht nötig“, wandte sich Woodberry an Scowcrofts Männer, die ihre Waffen auf die Tür gerichtet hatten.
Mit einem Ruck öffnete einer der Beamten die Tür, während zwei seiner Kollegen den Raum dahinter stürmten.
„Gesichert!“, rief eine Stimme aus dem Raum und Scowcroft deutete auffordernd zur Tür.
„Erinnert mich an einen Aufzug“, stellte Alon fest, als er in den engen Raum trat, dessen Wände mit gebürstetem Edelstahl verkleidet waren.
„Es ist ein Aufzug“, erklärte Woodberry mit ruhiger Stimme „Das Labor kann nur über diesen Aufzug erreicht werden.“
„Welche Etage?“, drängte David, ehe er feststellte, dass es keinen Knopf gab, den er hätte drücken können.
„Wie ich schon sagte, meine Herren, der Zugang zum Labor ist speziell gesichert. Derzeit können nur Ms. Wilder, der Dekan höchstpersönlich und ich den Aufzug bedienen. Gestatten Sie?“
Erst jetzt fiel David die bläulich leuchtende Glasplatte an der Wand auf, der sich Woodberry näherte. „Ich würde es bevorzugen, wenn wir den Kreis der Personen auf ein Minimum reduzieren könnten. Wie ich Ihnen bereits erklärt habe, unterliegt die Forschung in diesem Labor der höchsten Geheimhaltung.“
„Der Aufzug führt also direkt ins Labor. Ohne weitere Zwischentüren?“, wollte Scowcroft wissen.
„Ja, so ist es“, entgegnete der Professor.
„Ich muss Sie alle bitten, den Aufzug zu verlassen. Das erfolgt zu Ihrer eigenen Sicherheit. Erst wenn meine Männer grünes Licht geben, werde ich den Zutritt für Sie freigeben. Das gilt auch für Sie, Professor, bitte geben Sie den Code für den Aufzug ein und verlassen Sie dann mit uns die Kabine.“
„Sie verstehen nicht“, führte Woodberry aus. „Dieser Aufzug verwendet keinen Code, und er kann von Ihren Leuten auch nicht bedient werden. Wie ich bereits sagte, kann er nur von Ms. Wilder, dem Dekan und mir bewegt werden. Den biometrischen Scanner, den Sie vor sich sehen...“, er deutete auf die blau beleuchtete Platte, „kann man nicht täuschen.“
„Jedes Schloss kann manipuliert werden“, entgegnete Scowcroft. „Wir verlieren nur Zeit.“
„Lassen Sie mich alleine hinunterfahren“, schlug der Professor vor.
Scowcroft sah ihn entgeistert an. „Auf keinen Fall! Wenn es keine andere Möglichkeit gibt, den Aufzug zu aktivieren, dann fahren Sie mit meinen Männern ins Labor.“
Scowcroft zog seine schusssichere Weste aus und reichte sie dem Professor. „Ziehen Sie die Weste an.“
„Danke, aber ich versichere Ihnen, das wird nicht nötig sein.“
„Ziehen Sie die Weste an, und dann bringen Sie mein Team in das Labor. Sofort!“,

herrschte Scowcroft ihn an.
Woodberry nickte und zog sich die Weste über.
David, Alon und Scowcroft stiegen aus dem Aufzug und warteten.
Mit einem leisen Surren setzte sich der Lift in Bewegung. David legte sein Ohr an die Tür. Das Surren wurde leiser und er konnte hören, wie der Lift anhielt. „Sie steigen aus“, flüsterte er sichtlich nervös.
Ein Ruf, der auf Scowcrofts Funkgerät hereinkam, unterbrach die angespannte Stille. „Wir haben den Wachmann in einem Tunnel entdeckt. Er ist tot.“ Scowcroft beantwortete den Ruf und instruierte die Männer dem Tunnelverlauf zu folgen.
„Wie lange brauchen die da unten denn?“ David schien die Zeit wie eine Ewigkeit. Verzweifelt versuchte er ein Geräusch aus dem Aufzugsschacht wahrzunehmen.
Ein weiterer Funkspruch brachte Klarheit. „Labor gesichert, keine Personen angetroffen.“
David blickte zuerst Scowcroft und dann Alon fragend an.
„Kommen Sie zurück!“, forderte Scowcroft seine Männer im Labor auf. Er wandte sich David zu: „Wir werden uns die Sache jetzt aus der Nähe ansehen, Mr. Wilder. Es scheint mir aber nur zwei Möglichkeiten zu geben. Entweder Ihre Frau war nicht im Labor oder sie wurde entführt. Haben Sie ein Foto von Ms. Wilder dabei?“
Die Lifttür öffnete sich, und Scowcrofts Männer erstatteten ihm Bericht. „Nehmen Sie so viele Leute, wie Sie benötigen, und durchsuchen Sie den gesamten Campus. Außerdem will ich die Fotos der Überwachungskamera in spätestens einer Stunde auf allen Seehäfen, Flughäfen, Bahnsteigen und Grenzübergängen hängen haben. Wir suchen zudem diese Frau, die möglicherweise als Geisel genommen wurde. Ihre Sicherheit hat absoluten Vorrang.“ Scowcroft reichte seinem Beamten das Foto von Natascha.
Scowcroft, Alon und David betraten den Lift, in dem Woodberry auf sie wartete. „Ich dachte, niemand außer Ihnen, dem Dekan und Ms. Wilder kann den Lift bedienen, Professor. Wie erklären Sie sich dann, dass Ms. Wilder verschwunden ist?“
„Das kann ich nicht“, gab Woodberry zu. „Es ist einfach unmöglich, das Sicherheitssystem zu umgehen.“
„Könnte der Dekan...?“, fragte David besorgt.
„Nein, der ist gerade auf Weltreise. Er hat vorige Woche geheiratet.“
„Schon wieder?“, fragte Scowcroft überrascht.
„Sie scheinen ihn zu kennen“, vermutete der Professor.
„Ja, wir sind alte Freunde und haben gemeinsam die Schulbank gedrückt. Er war schon immer sehr...“
„Sprunghaft?“, legte ihm Woodberry das Wort in den Mund.
Scowcroft nickte. „Ja, was seine Beziehungen zu Frauen betrifft, kann man das wohl so ausdrücken.“
„Manches ändert sich eben nie“, beendete Woodberry die Anekdote und folgte damit Davids drängelndem Blick.

Der begutachtete den biometrischen Scanner in der Wand des Aufzugs. Vorsichtig berührte er die gelartige Oberfläche. „Wie funktioniert dieser Scanner?“

Woodberry drückte seine ausgestreckte Hand in das blaue Gel und der Lift setzte sich in Bewegung. „Der Scanner vergleicht die Hand, die in die Gelplatte eingetaucht wird, mit Referenzwerten holographisch abgespeicherter Abdrücke.“

„Sie meinen eine Art Fingerabdruck der ganzen Hand?“, warf Scowcroft ein.

„Viel mehr als das“, setzte Woodberry fort, „wir sind nicht nur in der Lage zu sagen, ob die richtige Hand eingetaucht wurde sondern auch von wem.“

„Wie meinen Sie das?“, fragte Alon ungläubig.

„Wir mussten sicherstellen, dass niemand eine abgetrennte Hand benutzen kann, um den Scanner zu täuschen. Als Referenz ist der gesamte Vorgang des Eintauchens als eine Art holographisches 3D-Video gespeichert. Jeder Mensch drückt seine Hand nach einem bestimmten Muster in die Gelplatte. Nicht alle Finger werden gleich schnell hineingedrückt und auch nicht gleich fest. Mit diesem Muster lässt sich erkennen, ob meine Hand auch von mir benutzt wird.“

„Das ist unglaublich“, stieß David aus. „Mir ist kein derartig fortschrittliches Zutrittssystem bekannt.“ Für einen kurzen Moment hatte er seine Sorge um Natascha vergessen.

„Ich habe diesen Scanner gemeinsam mit Ihrer Frau entwickelt. Wer immer ihn bedient, muss es aus freien Stücken tun. Würden Sie mich beispielsweise mit einer Waffe zwingen den Lift zu bewegen, würde die Bedrohungssituation den natürlichen Ablauf meiner Bewegung stören. Das feine, nicht kontrollierbare Zittern meiner Hand würde ausreichen, um den Zutritt zu verweigern.“

„Das heißt unter Androhung von Gewalt würde sich die Lifttür weder bei Ihnen noch bei meiner Frau oder dem Dekan öffnen?“

Der Lift hielt mit einem leichten Ruck an.

„Genau so ist es, Mr. Wilder. Wie ich schon feststellte, ich habe keine Erklärung, wie jemand hier eingedrungen sein soll.“

Die Lifttür öffnete sich und ein nur spärlich beleuchteter großer Raum tat sich vor ihnen auf. Mehrere Tische mit einer Unzahl von elektronischen Geräten waren ringförmig um eine große Maschine angeordnet.

„Es gibt keinen weiteren Eingang?“

Woodberry verneinte. „Wer immer das Labor betreten möchte, kann dazu nur den Lift verwenden.“

„Meine Männer haben mir von einem toten Wachmann in einem Tunnel berichtet. Können Sie sich vorstellen, welchen Tunnel sie gemeint haben könnten?“

„Es gibt einen alten, unterirdischen Versorgungsweg zum Queens Tower. Der wird aber seit Jahren nicht mehr benutzt.“

„Könnte jemand den Tunnel...“

„Unmöglich“, wurde er von Woodberry unterbrochen, „der Tunnel endet nahe der Stelle,

wo wir in den Lift eingestiegen sind. Selbst wenn ihn jemand benutzt hat, um unbemerkt in den Campus zu gelangen, der Zutritt zum Labor ist damit nicht möglich.“

„Ich sehe keine Kameras im Labor“, bemerkte David, als er um die Tische ging.

„Die Arbeit hier ist vertraulich und der Zugang ist gesichert, wir haben keine Verwendung für Überwachungskameras.“

„Wir hätten aber Verwendung dafür.“ Scowcroft stellte sich vor den Professor. „So wie es aussieht, wurde Ms. Wilder entführt, und die einzige Person, die Zugang zum Labor hatte, sind Sie.“

„Ich bitte Sie“, gab sich Woodberry entrüstet. „Sie wollen mir doch nicht unterstellen, dass ich etwas mit Ms. Wilders Verschwinden zu tun hätte?“

„Haben Sie?“

„Natürlich nicht!“

„Woran haben Sie und Ms. Wilder gerade gearbeitet?“

„Wir forschen an holographischer Speicherung. Ich kann Ihnen darüber leider keine genauere Auskunft geben.“

„Wer finanziert dieses Labor?“

„Es gibt viele ehemalige Studenten, die uns mit dem Nötigsten ausstatten.“

„Mit dem Nötigsten?“, rief David, „Ihr Labor hat eine Ausrüstung, die manchen Großkonzern vor Neid erblassen ließe. Sie wollen uns doch nicht weismachen, dass Sie diesen Aufwand nur für Datenspeicherung treiben?“

Der Professor schwieg.

„Haben die Eindringlinge etwas mitgenommen?“, wollte Alon wissen.

„Es gibt keine Eindringlinge“, stellte Woodberry energisch fest, „das Labor ist so, wie ich es verlassen habe.“

„Was ist damit?“ David zeigte auf eine rechteckige helle Stelle an der Wand, wo ein Bild zu fehlen schien.

„Das Bild gehörte Ihrer Frau, ich habe keine Ahnung, was damit ist.“

„Was war auf dem Bild?“

„Ein religiöses Gemälde mit vielen Menschen, ich glaube von Buonarroti. Es hatte sicherlich nichts mit unserer Arbeit zu tun. Ich würde Sie jetzt bitten, das Labor wieder zu verlassen.“

„Ein Wachmann ist tot, Ihre Mitarbeiterin wird vermisst und zwei Handlanger eines weltweit gesuchten Mörders sind gewaltsam hier eingedrungen. Ich werde jeden Zentimeter Ihres Labors durchsuchen lassen, bis ich weiß, was hier passiert ist.“

„Ich werde mein Möglichstes tun, um Sie zu unterstützen, aber in dieses Labor wurde nicht eingebrochen, und es wurde auch niemand daraus entführt. Ich möchte Sie also nochmals höflichst ersuchen, das Labor zu verlassen und Ihre Ermittlungen auf den Tatort zu konzentrieren.“ Woodberry forderte sie mit einer Geste auf, sich zum Aufzug zu begeben.

Widerwillig folgte Scowcroft seiner Aufforderung. Im Aufzug holte David den Zettel mit

der Botschaft hervor, die Alon aufgeschrieben hatte. „18.08. 20:00 Imperial College London blaues Labor cH“

„Können Sie sich erklären, was mit cH gemeint ist?“, fragte er.

Woodberry erschrak und senkte rasch seinen Kopf. „Nein, ich habe keine Ahnung.“

„Danke für Ihre Unterstützung, Professor Woodberry“, verabschiedete sich Alon zynisch, als die Männer den Lift wieder verlassen hatten. Scowcroft blickte ihm verärgert nach, als der Professor Richtung Portierloge abbog.

„Wieso lassen Sie ihn gehen?“ Davids Vorwurf traf Scowcroft nicht unerwartet. „Er weiß weit mehr, als er uns erzählt. Haben Sie gesehen, wie bleich er wurde, als ich ihn nach cH gefragt habe?“

„Ich bin mir auch sicher, dass er uns einige Dinge verheimlicht, Mr. Wilder. Die Fakten in diesem Fall geben mir aber leider keine Möglichkeit, ihn weiter unter Druck zu setzen. Das Labor sieht nicht so aus, als hätte es einen Kampf gegeben, und Sie konnten sich selbst überzeugen, dass der Zugang für Fremde nicht möglich ist.“

„Sie können ihn doch nicht so einfach gehen lassen, was ist mit Natascha?“

„Wir sollten die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass Ihre Frau gar nicht im Gebäude war. Die beiden Männer sind möglicherweise unverrichteter Dinge wieder abgezogen, als sie nicht ins Labor konnten.“

„Das meinen Sie doch nicht wirklich?“ David konnte nicht glauben, was er aus Scowcrofts Mund hörte.

„Es obliegt dem College, eine Anzeige wegen Einbruchs zu erstatten. Wir können ohne Zustimmung des Dekanats nur im Mordfall des Wachmanns ermitteln. Wenn wir die Täter schnappen, werden sich auch die anderen Fragen beantworten. Bis dahin möchte ich Woodberry gern in Sicherheit wiegen.“

Scowcroft versuchte, David zu beruhigen. „Glauben Sie mir, Mr. Wilder, ich verstehe, wie Sie sich fühlen. Das Foto Ihrer Frau geht bereits tausendfach um die Welt. Ich verspreche Ihnen, wir finden Ms. Wilder.“

David bemühte sich, den Worten von Scowcroft Glauben zu schenken. Alon mischte sich ein. „Es tut mir leid, dass wir deine Frau da mit reingezogen haben, David. Ich hätte dich niemals bitten dürfen, uns zu helfen.“

David schüttelte den Kopf „Darauf hattest du keinen Einfluss. Du nicht... und ich auch nicht.“

Alon verstand zunächst nicht, was David ihm zu sagen versuchte.

„Die Nachricht, die ihr abgefangen habt, war doch erst der Grund, mich um Hilfe zu bitten“, bemühte sich David, seinem Freund auf die Sprünge zu helfen.

Mit einem Mal dämmerte Alon, worauf David hinauswollte. Der Überfall auf das Labor und die Entführung Nataschas war längst beschlossen, ehe er David überhaupt kontaktiert hatte.

„Unsere Wege hätten sich in jedem Fall hier gekreuzt“, bekräftigte David. „Irgendjemand

hatte das bereits vor Wochen so geplant.“

Scowcroft unterbrach das Gespräch zwischen David und Alon. „Ich habe zwei meiner Beamten damit betraut, Woodberry rund um die Uhr zu beschatten. Wie kann ich Sie erreichen, wenn wir mehr wissen?“

Scowcroft notierte die ihm diktierten Telefonnummern und verabschiedete sich dann von David und Alon. „Das hätte ich fast vergessen, Mr. Kollek“, merkte er noch an, „ein Mr. Hiob wartet am Eingang auf Sie.“

„Da habt ihr mehr erlebt als ich“, stellte Hiob fest, nachdem ihm Alon eine Zusammenfassung der letzten Stunden gegeben hatte. „Ich habe mich bereits gefragt, wann Shahid das nächste Mal auftaucht. Diesmal werde ich ihn endgültig zur Strecke bringen.“

„Davids Frau geht vor persönlicher Rache, Hiob“, bremste Alon ihn.

„Natürlich“, bestätigte Hiob die Anweisung.

„Können Sie sich vorstellen, welches Bild der Direktor gemeint hat?“

„Mein Kunstverständnis ist eher bescheiden, ich habe mir nicht einmal den Namen des Künstlers gemerkt“, gestand David.

„Buonarroti“, warf Alon ein, „das ist der Name eines italienischen Lokalbesitzers in Haifa. Mr. Buonarroti macht die beste Pasta in Haifa.“

„Kann er auch malen?“

„Ich denke, das können wir ausschließen.“

David las die Zeit vom Armaturenbrett seines Wagens ab. „Nur zwei Straßen weiter befindet sich das *Victoria and Albert Museum*, mit etwas Glück haben die noch offen.“

Hiob blieb im Wagen, der vor dem Museum in zweiter Spur hielt.

„Wir suchen ein religiöses Gemälde mit vielen Menschen, ein gewisser Buonarroti soll es gemalt haben“, erklärte David der Museumsangestellten.

Die junge Frau lächelte. „Sie wollen mich wohl testen.“

David blickte sie fragend an. „Wie meinen Sie das, bitte?“

„Ihre Frage, sie zielt doch offensichtlich darauf ab, mein Kunstverständnis zu prüfen.“

„Glauben Sie mir, dazu ist er nicht geeignet“, mischte sich Alon ein, „wissen Sie, von welchem Bild mein Freund spricht?“

„Aber selbstverständlich“, erwiderte die junge Frau selbstbewusst. Sie zog ein Buch hervor und blätterte kurz darin. „Das ist es“, sie drehte das aufgeschlagene Buch zu David und Alon und zeigte auf ein Foto. „*Das Jüngste Gericht*, aber ich denke, das wissen Sie so gut wie ich“, lachte sie.

„Sie müssen mich mit jemandem verwechseln.“ David konnte sich keinen Reim darauf machen, was die Museumsangestellte ihm mitteilen wollte.

Alon betrachtete die Seite im Buch genauer. „Unter dem Bild steht, es ist von Michelangelo.“

„Das meinte ich doch“, entgegnete die junge Frau „Niemand, der Michelangelo beim Nachnamen nennt, kann mir weismachen, dass er sein Fresko in der Sixtinischen Kapelle

nicht kennt.“

„Sprechen wir von *dem* Michelangelo?“

„Kennen Sie denn noch andere?“

„Wenn das Bild so berühmt ist, haben Sie doch sicher auch ein Poster davon?“

„Einen Moment, bitte“, die junge Dame verschwand hinter einem Vorhang.

„Professor Woodberry hat Michelangelo sicher nicht mit einem israelischen Pizzabäcker verwechselt, als er von Buonarroti sprach“, stellte David fest. „Was mich aber viel mehr beschäftigt, ist die Frage, warum Natascha sich ein solches Bild an die Wand hängt.“

„Oder warum es jetzt nicht mehr dort hängt“, ergänzte Alon und nahm das Poster, das die Museumsangestellte auf dem Tisch abgelegt hatte, an sich.

„Danke, das wäre alles.“ David legte das Geld passend auf den Tisch. „Sie haben uns wirklich weitergeholfen.“

Davids Sorgenfalten waren nicht zu übersehen. „Und jetzt?“ Er blickte ratlos zu Alon, der neben ihm im Auto saß.

„So wie ich die Sache sehe, können wir niemandem außerhalb dieses Wagens mehr trauen.“

David startete den Motor und steuerte seinen Volvo nach Hause. „Meinst du damit auch Chief Inspector Scowcroft?“

„Der Professor schien irgendetwas verheimlichen zu wollen, als er von dem Bild sprach. Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, er hätte uns einen versteckten Hinweis zukommen lassen.“

„Wir könnten ihn doch einfach fragen.“

„Scowcroft lässt ihn nicht ohne Grund von seinen Leuten beschatten. Ich bin sicher, dass der Professor erwartet hat, dass wir herausfinden, welches Bild er meint. Was immer er uns vor Scowcrofts Augen mitteilen wollte, ist hier drin.“ Alon deutete auf die Rolle mit dem Poster. „Außerdem sollten wir so schnell wie möglich die anderen Blöcke der Nachricht entschlüsseln. Wo immer Shahid das nächste Mal zuschlagen will, müssen wir ihm zuvorkommen.“

Goliath hoppelte zur Tür, die das Haus mit der Garage verband, als er hörte, wie Davids Wagen eingeparkt wurde. Erwartungsvoll blickte er auf die Tür.

„Goliath, mein Riese.“ David streckte ihm die Arme entgegen. *Wenigstens du bist noch da.* Seine Gedanken schweiften zu Natascha ab.

Im Vorbeigehen registrierte Hiob die freudige Begrüßung. Er sah, wie David einen Ball durchs Zimmer rollte und Goliath ihn apportierte.

„Eine komische Rasse“, flüsterte er zu Alon. „Da sind ja die Ohren länger als die Beine.“

Alon musste schmunzeln. „Keine Hasenwitze, bitte“, er zog seine durchnässte Jacke aus, und Hiobs völlig verdutzter Blick fixierte das Hasenlogo auf dem Pullover.

„Erklär ich dir später.“ Alon ging zum PC und betrachtete die Fortschrittsanzeige des Passwortprogramms. „Das sieht nicht gut aus, die Zahl der verbleibenden Versuche ist viel länger als beim vorigen Block“, hörte David Alons Stimme tönen.

David kam ins Zimmer und bestätigte Alons Befürchtung. „Das nächste Passwort hat nicht nur sieben, sondern bereits acht Stellen. Die Anzahl der möglichen Versuche steigt damit exponentiell an.“

„Wie lange?“

„Drei Wochen, wenn wir Pech haben“, bemerkte David.

„Drei Wochen? Das ist aber nicht dein Ernst.“

„Damit werden wir die Sache verkürzen.“ David stellte einen Laptop auf den Tisch.

„Ich verstehe nicht viel von Computern, Mr. Wilder“, meldete sich Hiob zu Wort. „aber selbst mir ist klar, dass der Laptop nicht annähernd die Leistung des Standgeräts bringen wird.“

„Sie haben völlig Recht, Hiob. Er verfügt zwar bei weitem nicht über die Rechenleistung seines großen Bruders, aber er hat mächtige Freunde.“

„Was hast du vor, David?“

„Wir werden die Arbeit gerechter verteilen. Ich kenne einige Rechner, die während der Nacht ungenutzt in den Büros meiner Kunden herumstehen. Archimedes wird die einzelnen Computer so zu einem Cluster verbinden, dass sie wie ein großer Rechner arbeiten.“

„Archimedes?“, fragte Alon und zeigte auf den Laptop.

„Archimedes!“, bestätigte ihm David. „Wir können die Leistung des Computer-Clusters zwar nur während der Nachtstunden abrufen, das aber überall dort, wo wir Internetzugang haben.“

„Wie schnell ist so ein Cluster?“

„Das hängt davon ab, wie viele Rechner wir aufwecken können. Das Personal ist angewiesen, die Computer beim Verlassen des Gebäudes herunterzufahren. Es ist mir aber bei vielen Geräten möglich, sie über das Netzwerk aufzuwecken. Natürlich nur, wenn sie nicht komplett vom Strom getrennt wurden.“

Hiob beobachtete, wie auf dem Bildschirm des Notebooks kleine, grüne und gelbe Punkte aufzuleuchten begannen. „Jeder Punkt ist ein Computer?“, wollte er von David wissen.

„Ja, die gelben Punkte melden sich gerade am Cluster an. Die grünen Punkte zeigen jene Rechner, die sich dem Cluster bereits angeschlossen haben und Datenpakete bearbeiten.“

Immer mehr Maschinen begannen dem Cluster unter der Führung von Archimedes beizutreten. „142 Computer beteiligen sich an der Suche nach dem Passwort“, zeigte sich David angenehm überrascht und warf einen Blick auf seine Uhr. „Das sollte bis morgen Früh erledigt sein. Im Übrigen ist es schon ziemlich spät geworden.“

„Legen wir uns für ein paar Stunden aufs Ohr“, schlug Alon vor, „wer weiß, wohin uns der nächste Teil der Nachricht führt.“

„Hältst du das Haus für sicher?“ Hiob wollte Alon mit seiner Frage anbieten, die erste

Wache zu übernehmen.

„Keine Sorge, ich habe dank euch überall Kameras und Sensoren. Wenn sich jemand dem Haus nähert, werden wir das unmöglich verschlafen“, verabschiedete sich David, nachdem er seinen Gästen das Nachtlager gezeigt hatte.

„Ich verlass’ mich lieber auf die hier.“ Hiob schob seine Pistole unter einen Polster der Couch.

„Gute Nacht.“

David wurde nicht nur von dem heftigen Gewitter wach gehalten, das über London niederging. Seine Gedanken drehten sich um Natascha. *Wo ist sie jetzt? Wer hat sie entführt, und wie hat man sie aus dem Labor bekommen?* Immer wieder stellte er sich die gleichen Fragen.

David schrak zusammen, als die Fensterscheiben im Schlafzimmer unter der Wucht des Donnergerollens erzitterten. Seit Monaten hatte er nicht mehr alleine in diesem Zimmer geschlafen. Selbst Goliath zog es vor, die unruhige Nacht in einer Schachtel unter dem Schrank zu verbringen. Nur sehr langsam zog das Unwetter weiter.

Danke nochmals für deine Zeit! Ich freue mich auf Feedback / Kritik. Wenn du möchtest, kannst du diese Leseprobe gerne an Freunde weiterschicken – ich würde dann nur auch um deren Feedback bitten. Albert (buch@albert-knorr.com)